Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang. | Cincinnati, O., den 15. Oktober 1886. | Nummer 16

Juda im Exile.

Aus Dr. Jacob Egers Divan des Abraham Ibn Esra.

Gescheucht bin ich in Bann, in Acht,
Bei Löwen, welch' ein Grausen!
Von Juda's Feind — wer hätt's gedacht,
Er werd' im Tempel hausen?

Es rufet laut mein fühlend Herz:
„Erstarke doch, o Rechte;
„Mein Antheil ist der ew'ge Schmerz,
„Mich beugen Schicksals Mächte."

Prophet und Priester zogen aus
Und Prinzen hauptgekrönet.
Verödet ist nun Juda's Haus.
Nur Bettlerstimm' drin tönet.

Der Dränger hebet frech die Hand
Und Juda gleicht dem Lamme.
Der Feind verheert das heil'ge Land.
Wild zehrt des Feindes Flamme.

Der Gottesschatz wird — ach! entehrt,
Die [illegible] geschändet.
Mit Todes [illegible] stark bewehrt
Zerstört der Feind verblendet.

Der Gott der Treue schweiget still. —
Es erbt jetzt der Barbare
Das heil'ge Land. Sieh nur die Füll'
Der Götzen am Altare!

O, sieh' nur, den Aschera-Wald
An heil'ger Tempelhalle!
Hier wird das Herz der Priester kalt,
Hier kommt das Volk zu Falle.

Schau gnädig, Helfer in der Noth,
Auf uns, die Leiderprobten!
Befrei' aus Schmach uns und vom Tod,
Die fromm Dir Treu' gelobten!

Laß die Erlösung uns noch schau'n!
Laß Glanz und Glück uns strahlen!
Die Glaubensstarken auf dich bau'n,
Trotz aller Erdenqualen.

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

Wenn Frankreich gegen die pragmatische Sanktion nichts einzuwenden hatte, wenn es sich verpflichtete, Maria Theresia in ihrem Rechte zu beschützen, konnte Kaiser Carl ruhig sterben. — Frankreich war ein Bundesgenosse, der die Gegner Maria Theresias leicht unschädlich machen konnte, die Türkei aber, die konnte nur Oesterreich, nicht Oesterreichs Gegnern schädlich werden. Wie sollte die Pforte in einem Erbfolgekrieg Maria Theresia helfen? ... Und wäre diese Unterstützung ebenso denkbar gewesen als sie unmöglich war, erschien dem Kaiserhofe der Gedanke einer Coalition Oesterreichs mit der Türkei gegen christliche Mächte als ein ungeheuerlicher, völlig unausführbarer. Diese politische Anschauung fand auch sonst viele Anhänger. Es muß bedacht werden, daß jener Zeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit gleicher Stammesgenossen in Deutschland vollkommen abging, und nur einzelne Gottbegnadete sich damals schon zu der Höhe dieses Gedankens emporschwangen. Oppenheim, obwohl äußerlich in Sprechart und Form das glatte Benehmen und die Feinheit der Franzosen annehmend, war seinem Wesen und Herzen nach urdeutsch. Er machte Namens des Herzogs durch Harems am kaiserlichen Hofe dringende Vorstellungen. Er rieth mit allem Eifer von einer Allianz ab, welche einem vollständigen Brechen mit den politischen Traditionen des Hauses Habsburg gleich kam. Er ließ betonen, daß Oesterreich eine deutsche Macht sei, daß der deutsche Kaiserstamm nicht nur einem deutschen Hause entsprungen, sondern daß alle seine Interessen mit jenen des deutschen Reiches vollkommen identisch seien. Er betonte, daß wenn Oesterreich mit dem deutschen Reiche eng verbunden, es vollkommen unbesiegbar sei. Eine enge Verbindung mit Frankreich würde nothwendigerweise über lang oder kurz ein Absplittern deutscher Reichstheile, das Abtreten deutscher Grenzprovinzen an jenes zur Folge haben, was die Macht und das Ansehen des deutschen Reiches schwächen würde. Die Vortheile einer französischen Allianz, die von deren Anhängern in Wien so beredt vertheidigt würde, seien nur scheinbare. Die Türken aus Europa nach Asien zurückgeworfen, eine Lieblingsidee dieser Partei, wäre vollkommen unausführbar, und würde die ganze Last dieser waghalsigen, abenteuerlichen Unternehmung nur auf Oesterreichs Schultern fallen. Die zugesagte Unterstützung der Mächte des christlichen Europas würde gewiß nicht in dem erhofften und ursprünglich angebotenen Maße stattfinden, sich vielmehr auf ein Minimum reduciren. Es sei auch nicht unmöglich, daß trotz aller Friedensversicherungen Erbprätendenten, deren es doch viele gab, die alle Kraft absorbirenden kriegerischen Verwicklungen im Osten des großen Reiches dazu benützen würden, urplötzlich gegen Maria Theresia aufzutreten. Ein Kampf Oesterreichs mit der Türkei auf's Messer war für ersteres doch noch immer durch die problematische Haltung Ungarns erschwert. In diesem schwer zu befriedigenden Lande hatte es zu allen Zeiten Männer gegeben, die den ritterlichen, edlen, leicht entzündlichen Charakter des Volkes, den rasch zur That auflodernden Patriotismus der Nation zu selbstischen Zwecken irre leiteten und mißbrauchten, und einen so erbitterten, entscheidenden Kampf mit einer Kriegsmacht ersten Ranges an den Grenzen einer Provinz zu führen, die zwar oft Beweise der herrlichsten Hingebung an ihren angestammten Monarchen gegeben, aber wenigstens eben so oft dem Gesammtstaate die gefährlichsten Verlegenheiten bereitet hatte, war immerhin ein sehr gewagtes Unternehmen. Und selbst für den Fall eines Gelingens, welcher Ersatz konnte Oesterreich für seine großen Kriegsopfer gebracht werden? Der Besitz einiger Provinzen an der äußersten Ostgrenze Europas mit einer völlig uncivilisirten Bevölkerung — war das in der That ein Gewinn? Der Länderzuwachs in jener Zeitperiode war nur dann werthvoll, wenn hieraus eine Kräftigung der militärischen Stärke entstand.

Das war aber in der That nicht zu erwarten. Die in Waffen wohl eingeübte und gefürchtete Bevölkerung der zu erobernden Provinzen hätte nicht leicht in den Rahmen der regulären, wohlgeschulten, disciplinirten Armee, die Prinz Eugen zur höchsten Blüthe gebracht hatte, gepaßt, ja es war fraglich, ob sich diese rohen Naturvölker zum Kriegsdienste hätten heranziehen lassen, im Gegentheile, es hätte stets eines offenen Auges und einer starken Truppenmacht an Ort und Stelle bedurft, um die etwa erlangten Vortheile festhalten zu können. Ebenso wäre eine Vermehrung der Staatseinnahmen durch die neuen Eroberungen nicht erzielt worden, es hätte vielmehr das Heer, das dort durch eine lange Reihe von Jahren hätte stehen, die Festungen, die zur Deckung der neuerworbenen Provinzen nothwendigerweise hätten angelegt werden müssen, dem Staatssäckel unerschwingliche Lasten aufgelegt. Der Reichthum an Naturprodukten, den dieser fruchtbare Landstrich, wenn gehörig cultivirt, bieten konnte, ward damals gar keiner Beachtung gewürdigt, spielte im Staatsleben keine Rolle. — Wenn auch — etwa deutsche — Colonisten sich entschlossen hätten, das Land zu bebauen, der reiche Ueberschuß hätte, da alle Communicationsmittel fehlten, dort rettungslos verderben und verfaulen müssen.

Herzog Carl Alexander von Würtemberg, ein geborener Kriegsheld, und seit dem elften Jahre dem Soldatenstande mit Leib und Seele ergeben, hatte gegen die beiden Erzfeinde mit gleichem Glücke und Erfolge gekämpft, doch lag es seiner persönlichen Neigung näher, daß Oesterreich mit Frankreich, und nicht mit der Pforte Frieden schließe. Die Franzosen waren Christen, Katholiken, ritterliche Feinde, die Türken Ungläubige, Eindringlinge in Europa; seinem Erblande war ein Frieden Oesterreichs mit Frankreich ersprießlicher. In einem Kriege des Kaisers mit den Osmanen konnte er sich ohne Gefahr für sein eigen Land Lorbeeren erringen. Bei dem Ausbruche eines französisch-deutschen Krieges aber konnte, wenn es nicht gelang, den Krieg mit günstigem Erfolg auf französischen Boden zu spielen, Schwaben der Schauplatz des Krieges werden. Aber Oppenheim wußte durch triftige Gründe dem Herzoge darzulegen, daß eine Aenderung in der österreichischen Politik nicht nur dem gemeinsamen deutschen Interesse, sondern auch speziell jenem des Herzogshauses schädlich werden mußte. — War Oesterreich in fernen Osten ausschließlich und in einer Weise beschäftigt, die es für etwaige Machtverluste entschädigen sollte, so konnte es den deutschen Angelegenheiten im Westen nicht die nothwendige Aufmerksamkeit erweisen, den ihm gebührenden Einfluß nicht durch entsprechende Machtentwicklung erhalten. Abgesehen davon, daß wenn ein freundschaftliches Bundesverhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich bestand, ersteres dem gesteigerten Appetite des letzteren nach deutschen Landesstrichen nicht entgegentreten würde, und hierdurch Würtemberg selbst bedroht, im günstigen Falle ihm wenigstens ein mächtiger Nachbar vielleicht an der unmittelbaren Grenze geschaffen würde; wäre auch die Stellung der deutschen Fürsten untereinander eine veränderte geworden. Oesterreich, das sich, wenn auch eine Weltmacht, doch stets auf Deutschland stützen sollte, hatte zu seinem eigenen Nachtheil oft erfahren, daß die Präponderanz einzelner deutscher Fürsten der kaiserlichen Machtentwicklung abträglich, daß das Erhalten eines gewissen Gleichgewichtes in Deutschland für den Kaiserhof eine politische Nothwendigkeit sei. — Deutschland war Jahrhunderte lang zerrissen und zersplissen gewesen, und wenn es bei dieser entsetzlichen Zerfahrenheit einzelnen Fürsten bisher noch nicht gelungen war, jene — die Zerfahrenheit Deutschlands — dazu zu benützen, eine dauernde Vergrößerung auf Kosten ihrer schwächern Nachbarn zu erlangen, so schien dies bisher nur daran gelegen zu haben, daß eben die geeigneten, mit den entsprechenden Mitteln versehenen fürstlichen Persönlichkeiten und Häuser in Deutschland gefehlt hatten. Das war seit fünfzig Jahren anders geworden. Preußen war aus einem Kurstaate ein Königreich geworden, der zweite König von Preußen, Friedrich Wilhelm, hatte sein Reich nicht weniger vergrößert als sein Vorgänger und hatte sich sogar eine Stimme unter den europäischen Staaten gesichert. Abgesehen davon, daß dieser Staat selbst der Souveränität anderer kleiner Staaten gefährlich werden konnte, konnte er auch durch sein Beispiel wirken, konnte andere größere Staaten veranlassen, — wie der Hecht im Teiche die kleinern Fische verschlingt, — die kleinern ganz oder auch theilweise zu absorbiren. Bei dem gänzlichen Mangel patriotischen Gefühles bei den deutschen Fürsten jener Zeit hätten diese zur Erreichung ihrer Wünsche, sobald sich diese regten, auch fremde Hilfe auf Kosten Deutschlands gerne gesucht; und wenn

Haus Oesterreich seine ganze Macht im fernen Osten aufbot, hätte ein kleiner Staat leicht die Beute eines größern zu werden vermocht. Einen Moment hatte Herzog Carl Alexander selbst nicht übel Lust, die Rolle des starken Hechtes im Fischteiche Deutschlands zu übernehmen, und statt verschlungen zu werden, lieber selbst verschlingen; aber er war im Grunde seines Herzens ein zu ehrlicher Mann, in dem Momente bot keiner seiner angrenzenden Nachbarn einen Vorwand zu einer Vergewaltigung, endlich hätte ein solcher Versuch nach einer Richtung und Seite hin, wo er die meiste Aussicht auf Erfolg bot, ihn in Conflict mit der neuen Großmacht, mit Preußen, gebracht, das in einigen Enclaven Mittel- und Süddeutschlands das Heimfallsrecht erworben hatte.

Es ward Oppenheims Ueberredungsgabe und seinem scharfen Geiste unschwer, des Herzogs Anschauungen dahin richtig zu stellen, daß es für Würtemberg am besten sei unter dem Schutze des deutschen Kaisers; diesem ein treuer, werthvoller Bundesgenosse, — und mit den deutschen Fürsten im besten Einvernehmen eine geschlossene Phalanx gegen außerdeutsche Mächte zu bilden.

Oppenheim, war, wie schon erwähnt, mit Staatsgeschäften vollauf beschäftigt, und es konnte nur ein ungewöhnlicher Grund sein, der ihn veranlaßte, in der Vormittagsstunde in vollster Galla in des Herzogs Empfangszimmer zu erscheinen. Ein solcher war auch vorhanden. Die Stelle eines königlich preußischen Gesandten war wieder neu besetzt worden. Ein lächerlicher Streit um ein deutsches Reichserzamt, in welchem Würtemberg Sieger blieb, hatte Herzog Ludwig Eberhard dem Berliner Hofe entfremdet. Oppenheim, der schon längst gerne eine Verbindung der beiden deutschen Mächte angeknüpft hätte, war während seiner Abwesenheit durch die Bemühungen des Herzogs von Geisberg, der interimistisch seine Stelle als Staatsminister versehn hatte, überrascht worden. Verschiedene Ursachen können unter Umständen zu gleichen Wirkungen führen. Geisberg, im Herzen ein entschiedener Feind des Herzogs und des Ministers, wollte das Kronrecht des Souverains, des katholischen Herzogs, einengen, und bei dieser Gelegenheit für die rebellischen Stände, vielleicht — so mochte jeder unternehmende Edelmann in Würtemberg insgeheim denken — auch für sich im Trüben fischen.

Der neue preußische Gesandte Graf Schwerin sollte eben seine Accreditive überreichen, und der Minister sollte der Empfangsaudienz anwohnen.

Der Herzog trug heute die Oberstuniform seines Reiterregimentes; der Minister einen scharlachrothen Sammtrock, ein reichgestickte Brocatweste, enge seidene Beinkleider, an der Seite einen eleganten Degen.

Carl Alexander, ein Feind von langweiligen Feierlichkeiten, schien aufgeregt und mißmuthig. „Ich wünschte", sprach er, „diese Audienz wäre zu Ende....das, was dieser ... Diplomat sagen wird, glaubt er nicht, wie soll ich's glauben .. und das, was er eigentlich glaubt, sagt er nicht. .... Was halten Sie von dem Stande der Dinge, Oppenheim? Ich kann mir gar kein selbständiges Urtheil bilden, und Ungewißheit war mir stets das Quälendste. Ich wünsche wirklich einen gesunden, ehrlichen Krieg, — sei's mit Frankreich — oder mit den Türken .... meinetwegen mit allen beiden. Ah! — so ein bischen Kampf nach langer Rast auf der Bärenhaut würde mir wohl thun ... Oppenheim! Sie können sich gar nicht denken, wie sehr ich mich wieder zur Abwechslung nach der altgewohnten Beschäftigung sehne, ... Pulverdampf, Kanonendonner. ...."

Der Herzog war schon bei dem Gedanken um eine Nuance heiterer geworden.

„Durchlaucht, ich kann das wohl begreifen," meinte Oppenheim ernst, „obwohl ich," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „diese Ihre Stimmung, gnädigster Herzog, tief bedauere. — Der Krieg soll stets nur ein Mittel zur Erreichung hohen staatlichen Zweckes, nie dieser selbst sein."

Carl Alexander überhörte den offenen Tadel seines Ministers und fuhr, ohne der Unterbrechung zu achten, fort.

„Oder sollten wir einen ehrlichen, dauernden Frieden bekommen, dann", ein düsterer Zug überflog wieder das Gesicht des Herzogs, „würde ich mir Zeit nehmen, in meinem eigenen Hause Ordnung zu machen. ...." Oppenheim wurde aufmerksam. „Das Benehmen meiner Landstände überschreitet alle Grenzen. ... Ich habe Ihrem Rathe gefolgt, ich habe bisher Milde gelten lassen, aber es scheint, als ob die Herren meine Gnade als Schwäche ansehen wollten. ... Herr Gott von Savoyen, wenn jetzt der Krieg ausbricht, wär's nicht der richtige Zeitpunkt, ... aber wenn wir Frieden behalten sollten, dann sollen meine Herren Edelleute bald inne werden, daß ich nicht weicher bin, als mein königlicher Bruder in Preußen. Ich acht' den Mann. — Wenn die Herren Stände es nicht mit offener Gewalt gegen uns durchzusetzen vermögen, versuchen sie's in hinterlistiger, treuloser Weise, es war ein schlauer Gedanke, die Landschaft durch Nichterscheinen beschlußunfähig zu machen, ... ha ha!" der Herzog lachte kurz auf, „Sie, Oppenheim, haben die Herren glücklich überrascht, Sie haben sich im Vorhinein eine kaiserliche Entscheidung verschafft, die Decretate: Wenn auch die ganze Ritterschaft ausbliebe, der Beschluß der Prälaten und der Städtedeputirten wäre vollkommen genügend. ...... Merkwürdigerweise waren auch die mir ergebenen Edelleute am Erscheinen verhindert. Röder sitzt am Krankenbette seines von den Aerzten aufgegebenen Sohnes und Geisberg und Laubeck habe ich verschickt; ihre Mission war bestimmt, noch bevor Sie, Oppenheim, von Ihrer Urlaubsreise zurückgekehrt waren. ... Sagen Sie mir, was hätten wir ohne diese Ihre kluge Maßregel begonnen? Wenn wir von der Landschaft nicht die nöthigen Gelder zur Ausrüstung und Verstärkung der Armee erhalten hätten, Gottes Donner und Blitz!" das Gesicht des Herzog färbte sich purpurn, — „ich wäre vor Kaiser und Reich da gestanden wie ein Schulbube! Die Köpfe sollte man den infamen Kerlen vor die Füße legen! .... Sagen Sie, Oppenheim, was hätten wir gethan? Vielleicht vor Beginn des Krieges einige Regimenter entlassen, die Kanonen in's alte Eisen verkauft, ... was? .... So antworten Sie doch, Oppenheim!" Der Herzog knirschte mit den Zähnen und ballte unwillkürlich die Faust.

„Beruhigen Sie sich, Durchlaucht," antwortete Oppenheim mit einem leichten Lächeln. „Es war undenkbar, daß die Wiener Entscheidung, und nachdem diese erflossen, der Landschaftsbeschluß anders ausfiel, als dies in der That geschehen; aber in jedem Falle, auch wenn zum Beispiel die kaiserliche Entscheidung zu spät gekommen wäre, Sire, hätte ich das nöthige Geld zur Armee-Ausrüstung in anderer, aber auch vollkommen gesetzlicher Weise beschafft."

Der Herzog war, seiner Gewohnheit folgend, während der Minister sprach, lebhaft im Gemache auf und abgegangen, jetzt blieb er plötzlich vor Oppenheim stehen und frug mit halbem Lächeln. „Sie machen mich neugierig; wie um Alles in der Welt hätten Sie das angefangen, ohne daß die Herren über eine Verletzung ihrer Rechte hätten klagen können?"

„Das Recht außerordentlicher Anleihen steht der Krone, auch ohne Bewilligung des Parlamentes zu," entgegnete Oppenheim, „und ich denke nicht, daß sich unsere Landschaft sträuben könnte."

Carl Alexander bewunderte seinen Minister. Nach einer Pause sagte er. „Es ist für einen Fürsten ein hohes Glück, einen so hochbegabten Staatsdiener, wie Sie es sind, zu besitzen. Sie wissen für Alles einen Ausweg. Aber wenn Sie auch durch Ihre Klugheit den bösen Willen der Ritterschaft unschädlich gemacht haben, dieser war jedenfalls vorhanden, .. das ist zu viel! — ich werde ein strenges Gericht über sie halten; ich will nur den geeigneten Zeitpunkt abwarten."

„Kennt Geisberg Ihre Intentionen, Durchlaucht? Haben Sie Höchst Dero Absicht ihm gegenüber geäußert? Und wie hat er sie aufgenommen?"

„Gewiß", erwiederte der Herzog eifrig, „der geheime Rath Geisberg zählt ja zu den wenigen Getreuen ... Wie er's aufgenommen hat? .... Sie kennen ihn doch, er sagt zu Allem, was ich sage, stets ja und Amen; .... er bietet keine rechte Stütze."

Das Gespräch wurde unterbrochen, die Thüre wurde geöffnet und Seine Excellenz Graf Schwerin, Gesandter Seiner Majestät des Königs von Preußen, gemeldet.

Dieser trat ein, — er trug die Uniform eines preußischen Kürassierregimentes, dessen Oberst er war, verbeugte sich tief und trat an den Herzog heran.

„Euer hochfürstliche Durchlaucht, ich erlaube mir hiermit das Accreditive meines erhabenen Monarchen, seiner Majestät Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, zu überreichen, welches mich als allerhöchst dessen Gesandten an Höchst Dero Hofe beglaubigt."

Der Herzog warf einen Blick auf die Hünengestalt des preußischen Grafen; dieser, sein offenes, gewinnendes Gesicht schien einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und indem er das Accreditivschreiben aus den Händen des Grafen nahm, sagte er gütig:

„Es freut mich recht sehr, die guten Beziehungen zwischen den früher stets befreundeten Höfen wiederhergestellt zu sehen. Ich habe den Streit, den mein Vorgänger bezüglich des Reichserzamtes begonnen hatte, so wie vieles Andere, was er gethan, nicht gebilligt. Ich hoffe, daß wir von jetzt ab in freundschaftlichen Beziehungen bleiben werden. Ich bitte, Ihrem hohen Souverain zu versichern, daß ich ihn stets als Helden, der deutschen Ruhm und deutsche Waffenehre verherrlichte, geehrt und bewundert habe."

„Ich bin glücklich, Eurer Durchlaucht versichern zu können, daß diese Achtung eine gegenseitige ist. Auch mein hoher Herr, der König, sehnt sich darnach, den berühmten Kriegshelden Herzog Alexander von Würtemberg persönlich kennen zu lernen. Fürst Leopold von Dessau, der das Glück hatte, an Ihrer Seite unter Prinz Eugen in Italien zu kämpfen, ist stets Ihres Lobes übervoll. — Durchlaucht, Sie waren damals noch ein halber Knabe, aber schon ein ganzer Mann. Er hat mich beauftragt, Seiner hochfürstlichen Durchlaucht seinen Respekt zu vermelden."

Carl Alexander wurde feuerroth vor Vergnügen.

„Herr Gott von Savojen!" rief er mit der Lebendigkeit der ersten Jugend, „denkt er noch meiner, der alte Knabe? ....Oh! das waren herrliche Zeiten, bei der Erinnerung lacht mir noch das Herz im Leibe, dann," fügte der Herzog, nachdem sein Blick wohlgefällig auf Schwerin geruht hatte, hinzu, „Ihre kräftige Gestalt erinnert mich lebhaft an das prachtvolle Regiment, das Fürst Leopold an jenem Tage selbst in's Feuer geführt. Herr Gott! waren das Prachtkerle, lauter Riesen... Die scheinen noch immer in Brandenburg zu Hause zu sein... Vor einigen Monaten war auch ein Brandenburger Cavalier hier, auch eine solche Riesengestalt; — der besitzt, freilich nur in seinem Aeußern, eine große Aehnlichkeit mit Ihnen, eine breite Brust, mächtige Schultern, er ging stets leicht gebeugt; wenn er sich zu seiner vollen Höhe erhob, mag er wohl Ihre Größe erreicht haben.....Sie werden ihn wohl dem Namen noch kennen; ein Baron Kosewitz, ... eines nähern Umganges werden Sie den nicht würdigen; denn das war," der Herzog mußte bei der Erinnerung herzlich lachen, „ein formidabler Dummkopf."

„Ich kenne den Baron Kosewitz," entgegnete Graf Schwerin, „er soll in der That eine große Aehnlichkeit mit mir besitzen, nur trägt er einen Vollbart."

„Das ist ein großes Glück für Sie," erwiederte der Herzog lustig, „denn so viel ich mich erinnere, ist auch Ihre Haarfarbe der seinigen gleich. Es wäre traurig für Grafen Schwerin, wenn man ihn für den dummen Junker von Kosewitz halten würde."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dalles des rothen Pfeffermann.*)

Er hieß der rothe Pfeffermann, weil er rothblondes Haar und einen wunderschönen Bart von gleicher Farbe hatte, und es in Mariampol einen zweiten Pfeffermann gab, der zum Ueberfluß auch noch gleich ihm Abram hieß, dafür aber schwarz war. Der rothe Pfeffermann war Schuhmacher. Er bewohnte mit seinem Weibe und drei kleinen Kindern ein Gewölbchen oder vielmehr die [illegible] Gewölbchens in der Judengasse, in dem die Sonne nie weiter als bis zur Schwelle kam, auf der die Kinder spielten.

Es war ein trüber Herbstmorgen nach einer regnerischen Nacht, an dem ein Jeder gern daheim bleibt. Der Nebel wogte die Gassen auf und ab und stieg bis zu den Dächern empor, gleich einer zweiten Sintflut, vor den Häusern hatten sich kleine Teiche gebildet, in denen Gänse und Enten plätscherten, und der Wind heulte in den Rauchfängen. Dennoch hatte der rothe Pfeffermann den alten schäbigen Filz auf die Jarmurka gedrückt und war durch den Koth hinübergewartet, wo der dürre Busch einladend schaukelte.

Die Kinder waren eben erwacht und sahen der Mutter zu, welche mit Stroh und Maiskolben auf dem kleinen Herde Feuer machte.

„Mame," begann der ältere Knabe, der kluge Jakob, „hast Du gehört den Lärm in der Nacht?"

„Ich habe nichts gehört," erwiderte sie verdrießlich.

„Hat es doch an unserem Bette gerüttelt, Mame."

„Das hat Dir geträumt."

„Nein, Mame, ich habe es auch gehört", versetzte die kleine Sara, „es hat gepoltert und hat geschrieen, und geweint hat es auch."

„Dann wird es wohl der Dalles gewesen sein," sprach die Mutter, „den ihr gehört habt."

„Der Dalles? was ist das?" fragte Sara.

Jakoble begann laut zu lachen; es klang wie helle Musik in dem düstern, ärmlichen, unfreundlichen Raum.

„Sie weiß nicht, was der Dalles ist. Höre also —"

„Ich will es von der Mame hören, sei

*) Als Probe aus Sacher-Masoch's soeben erschienenen „Polnischen Ghettogeschichten."

still, Jakoble," und Sara legte ihm die kleine Hand auf den Mund.

„Der Dalles ist der Dalles," rief Jakoble und begann wieder herzlich zu lachen.

„Lach' nicht, Jakoble," sprach die Mutter, „der Dalles hört es und treibt es dann noch ärger. Es ist nicht lächerlich, sondern es ist zum Weinen, wenn man ihn im Hause hat."

„Deßhalb weinst Du so oft," sagte der kleine Jakob plötzlich ganz ernsthaft.

„Der Dalles ist also ein böser Mensch?" fragte Sara.

„Nein, ein böser Geist", fiel Jakoble ein.

„So ist es, ein böser Geist", wiederholte die Mutter seufzend, „wo er sich einnistet, dort giebt es keinen Segen, dort ist Alles umsonst, Fleiß, Arbeit, Klugheit, man kann sich noch so mühen, noch so spekuliren, er verschlingt Alles."

„Und wie sieht er aus?"

„Je schlechter es den Menschen geht, bei denen er wohnt, um so mehr nimmt der Dalles an Körperumfang zu."

„Da muß unser Dalles schon sehr, sehr groß und sehr, sehr dick sein," sagte Jakoble; „o! ich weiß was, Mame, er wird endlich so dick werden, daß er in unserer kleinen Kammer gar nicht mehr Platz hat, und dann wird er fortgehen und wir werden am Schabbes Barches mit Rosinen essen, wie die Kinder des reichen Fleckeles."

Die Mutter lächelte schmerzlich.

„Gott geb's!" murmelte sie.

„Aber wir wollen den Dalles sehen, Mame."

„Den kann man nur bei Nacht sehen."

Die Kinder besprachen sich unter einander, sie wollten diesmal wach bleiben, um den Dalles, den großen dicken Dalles, zu sehen; und wirklich blieben sie an dem nächsten Abend alle drei zusammen wach in ihren Bet'chen, bis es wieder draußen vor der Thüre zu schreien und zu poltern begann, dann verließ sie aber der Muth und sie steckten rasch die kleinen krausen Köpfe unter die Decke. Sie hörten noch, wie der Dalles in der kleinen Stube Alles umherwarf und zerschlug, und sie hörten den Vater schreien und die Mutter laut stöhnen und weinen, dann wurde es wieder stille und sie schliefen ein.

Als sie am andern Morgen die hellen Augen öffneten und, scheuen Mäuschen gleich, vorsichtig um sich blickten, sahen sie den Vater auf seinem niedern Stuhl sitzen und fleißig arbeiten, während die Mutter ihm das Leder zurichtete. Um sie herum auf dem Boden lagen Glassplitter und Trümmer irdenen Geschirrs, der einzige Sessel, den sie noch gehabt hatten, war zerbrochen, und was das Traurigste war, die Mutter hatte den Kopf mit einem Tuche eingebunden, und das Gesicht des Vaters war zerkratzt und sein Rock zeigte einen klaffenden Riß auf dem Rücken.

Der rothe Pfeffermann sprach wenig an diesem Tage und das Wenige, ohne Slobe, seine Frau, dabei anzusehen, und sie gab ihm nur kurze, unfreundliche Antworten.

Sie war einst hübsch und frisch gewesen, wie ein Heckenröschen am Waldeshang, als sie ihm unter dem Trauhimmel zugeführt worden war, jetzt war ihr Gesichtchen bleich und verhärmt und finstere Schatten lagen unter ihren noch immer gluthvollen dunklen Augen.

Als der rothe Pfeffermann in der Dämmerung sein Gewölbchen verliß, begannen die drei Kinder, alle zugleich, laut zu weinen.

„Was weint ihr denn?" fragte Slobe, „ich habe auch so schon Kummer genug."

„Wie sollen wir nicht weinen?" sagte Jakoble, „wenn der Dalles unsere süße Mame so schlagen thut in der Nacht."

„Und auch den Tate", rief Sara, „wie soll er arbeiten, wenn er so zerschlagen ist, da müssen wir doch arm sein."

Slobe wischte sich die Augen ab und ging hinaus, mit den Nachbarn zu sprechen, die sich bitter über den nächtlichen Lärm beklagten.

„Ich würde ihn lieber erschlagen", hörten die Kinder Frau Diamant, die Krämerin, sagen, „als dies länger dulden."

„Wie soll ihn die Mame erschlagen?" versetzte der kleine Jakob, „ist er doch ein Geist. Die Luft kann man schlagen, wie man will, sie fühlt es nicht, und der Dalles ist auch wie die Luft."

Als es Nacht wurde, brachte Slobe ihre Kinder zu Bett. Sie lagen auf bloßem Stroh, aber sie hatten noch ein mit Heu gefülltes Polster und alle zusammen eine alte, bei zwanzigmal geflickte Decke und schliefen unter derselben ruhig wie die Engel im Himmel. Sie hatten sich gelobt, wach zu bleiben, aber die Augen fielen ihnen zu und sie wurden erst wieder munter, als draußen vor der Thür ein wüstes Toben und ein schreckliches Gebrüll, das Gebrüll eines wilden Thieres, erscholl. Slobe war aufgestanden, die Kinder sahen sie Licht machen und sie sahen auch, wie sie sich den Knieriemen zurechtlegte. Sie wollte sich offenbar gegen den Dalles vertheidigen.

„Ich will herausspringen und ihn bei den Beinen fassen", flüsterte Jakoble, „er darf die Mame nicht mehr schlagen, ich leid' es nicht."

Eben ging die Thüre auf und ein Mann schwankte herein, den die Kinder nicht kannten, sein langer grauer Kaftan hing in Fetzen von ihm herab und war bis oben mit Koth bespritzt, den einen Pantoffel hatte er verloren, der Hut, von dem die Krämpe zur Hälfte abgetrennt war, und in das wilde rothe Gesicht herabhing, saß im Nacken, in der Hand hielt er den dürren Wirthshausbusch und focht mit demselben wie mit einem Säbel wüthend herum.

„Das ist er, das ist der Dalles", sagte Sara und drückte ihr schwarzes Köpfchen ängstlich an Jakoble's Schulter.

„Du bist — bist auf", brüllte er laut — „hast mich erwartet in Liebe und — und Treue — Du — Du goldene Slobe —weine nur nicht—sonst—", er schwang den dürren Busch um sein Haupt.

„Komm' mir nicht nahe", sagte Slobe, die sich mit dem Rücken an die Wand lehnte, „ich lasse mich nicht schlagen, so wahr es einen Gott im Himmel giebt."

„Du willst mir — mir, Deinem Herrn — drohen — Slobe! Slobe! — es ist weit gekommen mit Dir — Du schlechtes Weib! — Pfui!"

Er spuckte dreimal aus.

„Geh' zu Bett!"

„Ha! ha! ha! ich bin durstig, ich will trinken, wo hast Du den Branntwein? verbirg ihn nicht — Gott—Gott sieht das Verborgene."

„Ich habe keinen Branntwein."

„Wirst Du gleich!"

Er erhob den Busch und schwankte auf sie zu.

In diesem Augenblick geschah etwas, worauf Niemand gefaßt war, nicht einmal Slobe, ja diese am wenigsten. Die Kinder sprangen aus dem Bette zwischen ihn und ihre Mutter und fielen vor ihm auf die Kniee und begannen erbärmlich zu weinen.

„Dalles! Dalles!" schrie der kleine Jakob, „nimm uns Alles, nur schlag' die Mame nicht."

„Laß uns die Mame, lieber guter Dalles," flehte Sara, die Händchen erhoben.

„Sie ist ja so brav, gerade so brav wie der Tate, der unser Brod verdient."

„Schlag' uns den Tate nicht, wir sind ja so arm."

„Wenn er nicht arbeiten kann, haben wir nichts zu essen."

„Süßer Dalles, schlag' die Mame nicht."

Der wilde Mann, den die Kinder nicht kannten, starrte sie lange an mit kalten, verglasten Augen, dann entsank zuerst der dürre Wirthshausbusch seiner Hand, und er fuhr sich über die Stirn, als wollte er sich auf etwas besinnen, das er längst vergessen, und wühlte in seinem wirren, rothen Haar, daß ihm der schäbige Filz vom Kopfe fiel, und begann am ganzen Leibe zu beben und sank endlich auf den niedern Stuhl hin, auf dem er zu arbeiten pflegte.

„Der Dalles!" wiederholte er leise mit gebrochener Stimme, „der Dalles!"

Da schrieen die Kinder alle zugleich: „Der Tate!" und verstummten dann und sahen ihn entsetzt an.

Es war ihr Vater, der rothe Pfeffermann, er legte jetzt den Arm über das Gesicht, das mit einem Male schrecklich bleich geworden war, und begann bitterlich zu weinen. Lange Zeit war es stille in dem kleinen, ärmlichen Raum, die Kinder lagen noch immer auf den Knien und Slobe lehnte wie versteinert an der Wand. Man hörte nur von Zeit zu Zeit den rothen Pfeffermann laut aufstöhen: „Der Dalles!"

Ja, es war der Dalles, er war es für sein Weib und seine Kinder, und er war es nicht minder für sich. Hatte er sie nicht Alle an den Bettelstab gebracht? Kein Schadchen hatte ihn mit prunkenden Worten überredet, er selbst, sein Herz hat die schlanke Slobe mit den freundlichen, dunklen Augen erwählt. Sie war nicht reich gewesen, aber sie hatte ihm doch ein paar hundert Gulden und allerhand Geräthe und ihre fleißigen Hände dazu in das Haus gebracht, und sie lebten so vergnügt in ihrem hübschen Laden und ihrem reinlichen, freundlichen Zimmer mit den weißen Vorhängen und den Blumen auf den Fenstern, so lange er redlich arbeitete. Und wie erst die Kinder kamen, die süßen Kleinen, eins nach dem andern! Aber es fanden sich Freunde, die ihn aus seiner kleinen Werkstatt in die Schenke zogen, wo der Wein floß, die Zigeuner spielten und die schmutzigen Karten auf den Tisch geschlagen wurden. Das Geld bekam Flügel und flatterte davon, und er wurde verdrießlich und arbeitete immer weniger, und wenn Slobe weinte, lachte er sie aus. Nachdem Alles verkauft und verpfändet war und nur noch selten eine Kundschaft sich zu ihm verirrte, zogen sie aus einem Gelaß in das andere, bis sie endlich dort angelangt waren, wo die Flickschneider, die Lumpensammler und die Schnorrer hausten, und er war vom feurigen Wein zum Branntwein gekommen, so daß ihn jetzt sogar seine Freunde mieden, bis auf einen, den Gerber Zadeck, der sein Nachtquartier nicht selten unter den Bäumen der Promenade oder auf offener Straße aufschlug; und trotzdem es daheim oft an einem Stückchen Brod mangelte, verbrachte er doch Tag und Nacht in der Schenke, in der sonst nur Diebe, Vagabunden und geschminkte Dirnen verkehrten, und spielte und trank und sang wüste Lieder, und wenn er heimkam, schlug er sein schuldlos Weib.

Ja, er war der Dalles, für sie Alle war er der böse Geist, der sie arm und elend machte.

Slobe ließ ihn einige Zeit ruhig, dann trat sie leise zu ihm hin und legte sanft den Arm um seinen Hals und er verbarg sein Gesicht an ihrer Brust. Keines von ihnen sprach mehr ein Wort.

Am nächsten Morgen aber, als die Kinder erwachten, saß der rothe Pfeffermann schon bei der Arbeit und seine Arme gingen flink hin und her, wie schon lange nicht, und er pfiff ein Liedchen vor sich hin, während Slobe bei dem kleinen Herde wirthschaftete. Als sie beim Frühstück saßen, Slobe auf dem Sessel, den er schon in aller Frühe geleimt hatte, und er auf seinem niedern Stuhl zu ihren Füßen, da drückte er plötzlich ihre Hand und sprach:

„Verzeih' mir. Ich soll auf der Stelle von der Erde verschlungen werden, wenn ich noch einen Tropfen trinke oder eine Stunde des Tages nicht arbeite. Verzeih' mir, Slobe, und wenn ich einmal schwach werde, so schlage mich in Gottes Namen, oder schneide mir Bart und Peies (die Stirnlöckchen) ab."*)

Slobe schüttelte den Kopf.

„Was würde mir das helfen, aber Du wirst nicht aus dem Hause gehen ohne meine Erlaubniß, und Du wirst mir jeden Kreuzer geben, den Du verdient hast."

„Wie Du willst, Slobe."

Ein einziges Mal fand bei dem rothen Pfeffermann ein Rückfall statt, aber es genügte, daß Slobe an das Fenster der Schenkstube klopfte und „Abram!" rief; sofort ging er heraus und nachdem er einige Schritte mit ihr gethan, sagte er:

„Jetzt schlage mich, Slobe."

„Dafür, daß Du mir gefolgt hast?" rief sie und begann laut zu lachen, „nein, Abram, dafür verdienst Du einen Kuß."

Und sie nahm ihn um den Hals und küßte ihn.

Am nächsten Tage kam Zadeck und begann über ihn zu spotten, aber Slobe trat, die Arme in die Hüften eingestemmt, vor ihn hin und spuckte aus.

„Daß Sie mir nicht mehr über meine Schwelle kommen," rief sie aufgebracht, „und nicht mehr mit meinem Manne sprechen auf der Straße, sonst —"

Sie erhob den Arm so ausdrucksvoll, daß Zadeck sie verstand und ging.

Es währte nicht lange, so konnte Slobe täglich Fleisch kochen und eines Tages stellte sie Abram auch ein Glas Wein dazu auf den Tisch. Er lächelte und sagte nichts.

Und wieder war es Herbst geworden, der rothe Pfeffermann war mit seinen rothen, grünen, blauen und gelben Bauernstiefeln auf den Jahrmarkt gefahren, hatte sie alle gut verkauft und eilte sich, vor dem Anbruch des Schabbes nach Hause zu kommen. Als er in die Straße kam, in der er so lange Zeit gewohnt, zeigte sich eben der Abendstern am Himmel, und wie er in sein Gewölbchen treten wollte, stand eine fremde Frau da, und auf seine verwunderte Frage antwortete sie: „Der rothe Pfeffermann wohnt nicht mehr hier, sondern auf dem Platz." Er eilte auf den Platz und überall erglänzten schon die Fenster im Leichterglanz, als ob die Stadt zu Ehren eines Fürsten illuminirt wäre, und es war auch ein Fürst in ihr eingezogen, der liebe Schabbes. Plötzlich sah er eine große Tafel, auf der sein Name über einem herrlichen goldenen Stiefel stand, und aus den Fenstern des Gewölbchens, über dem sie hing, grüßten freundlich sieben brennende Kerzen. Er trat ein, da hingen auch schon die Kinder mit lautem Jubel an ihm und sie führten ihn durch das große, hübsche Gewölbe in ein weites, schönes Zimmer mit neuen, prächtigen Möbeln und weißen Vorhängen an den Fenstern, und mitten in dem Zimmer war der Tisch gedeckt, über dem die Sabbathlampe brannte. Zugleich sprang die Thüre der anstoßenden Küche auf und Slobe erschien in derselben in behaglicher Pelzjacke und funkelnder Stirnbinde. Die Perlen und Steine an der Sternbinde waren falsch, aber das Herz, das unter dem weichen Pelzwerk schlug, war warm und echt, und als sie die Schüssel mit dem dampfenden Fisch auf den Tisch setzte und ihre weißen Arme aus den weiten Aermeln hervorkamen, sah Abram erst, wie voll und hübsch sie wieder geworden war.

Noch nie hatte er das Gebet, mit dem der Sabbath begrüßt wird, so andächtig gesprochen, wie an diesem Abend, und als er den Barches anschnitt, fielen ihm zwei große Thränen auf denselben. Es waren die letzten, die er weinte. Der Dalles war von ihm gewichen und kehrte niemals wieder.

---

*) Das letztere ist für den polnischen Juden die größte Schmach.

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 15 Oktober 1886.

„Die Deborah“ erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah = = = =	$2 00
„ nach Europa = =	2 50
„American Israelite“ = = =	4 00
Sabbath Visitor“ = = = =	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor = = =	3 00
Israelite und Visitor = = =	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen=Gebühren:

Dankes= und Beileids=Beschlüsse, = =	5 00
Heiraths=, Geburts= und Todesnotizen, jede =	00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Wunderbar war der Andrang von Menschen in allen Tempeln und Synagogen während der Feiertage im ganzen Lande, in den permanenten wie in den vielen temporären Gemeinden. Der Strom wächst mit jedem Jahre. Und doch zeiht man uns Amerikaner der Ketzerei, besonders in den sogenannten conservativen Organen Englands und Deutschlands. Das Judenthum hat in Amerika viel mehr Boden gewonnen, als in Europa durch den Antisemitismus verloren. Die Geister haben sich dort vom leidigen Antisemitismus einschüchtern lassen und suchen durch den Rückschritt das Judenthum zu vertheidigen und zu beschützen, wodurch es täglich mehr an Lebenskraft verliert. Wir suchen die jüngere Generation besonders durch Fortschrittsgedanken und lichtvolle Anschauungen fürs Judenthum zu gewinnen, wir bleiben im Einklange mit dem Geiste der Freiheit, der das Land beherrscht und gewinnen begeisterte Anhänger für die Sache Israels, die mit jedem Jahre sich mehren. Daher kommt dieser Andrang zu den Tempeln im ganzen Lande. Die Orthodoxie, die sich jetzt Conservatismus nennt, übt allerdings in gewissen Kreisen einen wohlthätigen Einfluß aus, das wird Niemand ernstlich in Abrede stellen wollen, denn nicht alle unsere Glaubensgenossen stehen auf gleicher Bildungsstufe, folglich theilen sie nicht dieselben Anschauungen. Wenn aber Jemand glauben sollte, daß man durch das starre Festhalten an abgelebten Formen und abgeblaßten Anschauungen eine unter den belebenden Einflüssen der Freiheit und allgemeinen Bildung herangewachsene Generation für das Gute und Wahre begeistern kann, der irrt sich gewaltig. Unser Aufschwung in Amerika ist das Produkt unserer Fortschrittsgedanken.

Aus einem Städtchen im Staate Indiana wird uns berichtet, daß die dort wohnende kleine Anzahl jüdischer Familien Anstalt machte, zum ersten Male die Feiertage mit öffentlichem Gottesdienste zu begehen und bestellte zu diesem Zwecke einen Studenten aus dem Hebrew Union College. Eine protestantische Gemeinde stellte sofort und freiwillig eine Kirche zu diesem Zwecke zur Verfügung, christliche Sänger und Sängerinnen voluntirten sofort und studirten die vorgeschriebenen Gesänge für den jüdischen Gottesdienst ein; das ganze Städtchen nimmt Antheil an dem freudigen Ereigniß. Das kann freilich nur in Amerika vorkommen, aber selbst in Amerika auch nur in dem freisinnigen Westen, wo es noch keine starren Formen, kein Blaublut, keine pompösen Millionäre, keinen Religions= oder Rassenhaß giebt. Verhältnisse, die durch solche Ereignisse gekenntzeichnet werden, verlangen von jüdischer Seite ein ganz anderes Auftreten, als man sich hinter den engen Schranken abgeschlossener Corporationen vorstellen kann.

In Las Vegas, Neu Mexiko, wurde am 29. September eine neue Synagoge, die erste in jenem Staate, eingeweiht. Die Gemeinde ist nicht groß, aber sie hat große Opfer gebracht. Die Zeitungen aus jener Stadt sind des Lobes voll über das schöne Gebäude und die gelungene Einweihungsfeier. Herr Dr. Glück, der dort amtirende Rabbiner, hielt die Festrede, die mit sehr viel Beifall aufgenommen wurde. Ein gut geschulter gemischter Chor, Orgel oder Melodeon und Familiensitze im Tempel sind natürlich mitzuberichten, ohne dieses Zubehör giebt es in Amerika kein neues Gotteshaus mehr. Wir schicken den Freunden in Las Vegas unsere herzlichste Gratulation.

Herr Jacob Schröder, ein praktischer Advokat in Cincinnati wurde von der republikanischen Convention zum Richter (court of common pleas) nominirt, um bei der Wahl im November vom Volke gewählt zu werden. Dieser Richteramtskandidat ist mütterlicher Seite ein Enkel des seiner Zeit hochgeachteten Philanthropen Heyman Moses, was ihm schon deswegen unter den Israeliten einen bedeutenden Grad von Popularität sichert. Uebrigens verdient Herr Schröder wegen seiner gediegenen Kenntnisse als Advokat, seines reinen Charakters und seiner humanistischen Thätigkeit halber die besondere Beachtung und Unterstützung aller guten Bürger, die einen zuverlässigen und fähigen Mann auf dem Richterstuhle zu schätzen wissen. Jakob Schröder ist ein geborener Cincinnatier, machte die Schulen der Stadt durch, verließ die Hochschule mit der goldenen Madaille und studirte Jus in der Harward Universität in Boston. Sobald er dort promovirt hatte, wurde er mit Andern auserwählt und als Assistent nach dem Justizministerum in Washington geschickt, wo er mehrere Jahre zur höchsten Zufriedenheit seines Chefs die Geschäfte besorgte. Da er aber selbstständig werden wollte, resignirte er und etablirte sich in Cincinnati, wo er nun seit zwanzig Jahren mit bestem Erfolg als Advokat gewirkt, ohne sich wesentlich mit Politik befaßt und ohne den geringsten Makel auf seinem Namen zu haben. Schröder ist unter Juden und unter Deutschen besonders eine beliebte Persönlichkeit, was ihm am Wahltage zu gute kommen sollte.

Die Nihilisten, die das mörderische Attentat auf dem Hay=Market genannten Platz am 4. Mai veranlaßt und ausgeführt haben sollen, sind in erster Instanz endgiltig (am Jom Kippur) zum Strange verurtheilt worden, mit ausnahme des Einen, der vierzehn Jahre im Gefängniß seine Missethaten abbüßen soll. Am 3. Dezember soll das Urtheil vollzogen werden. Es bleibt ihnen nur noch die Appellation an das höchste Gericht und wenn auch das fehlschlägt, die Barmherzigkeit des Gouverneurs als letzte Hoffnung. Wer grundsätzlich wie Rabbi Akiba gegen die Todesstrafe ist, wird auch in diesem Falle gegen die Hinrichtung sein, obwohl das Gesetz von Illinois den Tod jener Verbrecher klar und deutlich anordnet. Es liegen aber in diesem Falle noch andere von uns bereits ausgesprochene Gründe vor, die den Gouverneur zur Milderung der Strafe veranlassen dürften. Nach jüdischem Gesetze hätte man die Leute nicht zum Strange verurtheilen können; aber das jüdische Criminalrecht ist vielleicht zu human für die verwilderte Menschheit im Jahre 1886 des Heils.

„Der Forttschritt im Judenthum“ ist der Name einer von Herrn Prof. J. Baunn aus Gitschin in Böhmen herausgegebenen jüdischen Wochenschrift, wovon nach einiger Unterbrechung jetzt der sechste Jahrgang regelmäßig erscheint. (Karl Schalge, Leipzig.) Das Blatt hat in seiner jetzigen Form sehr in der Ausstattung gewonnen. Es ist ein freisinniges, uns immer höchst willkommenes Organ des Judenthums, das wir unsern Landsleuten bestens empfehlen können.

(Für die Succotwoche.)

Eine Succotfeier für die gesammte Menschheit.

Predigt, gehalten vor der Beth=El=Gemeinde, Detroit, am 20. Oktober 1883.

Von

H. Zirndorf.

Sechar. 14, 16. 17.

Selbst die Buchstabengläubigsten unter uns dürften wissen, daß es mit der Festfeier im höchsten Alterthum unserer Geschichte zu Zeiten recht spärlich bestellt war. Selbst beim Pesachfeste, das doch aus inneren Gründen stets sehr populär war, muß man gelegentliche Lücken annehmen. Sogar die Begehung des Jom kippur kam bei besonderen Anlassen in Wegfall, wie dies unsere alten Lehrer bereits angemerkt. (Moed katon 9a). Viel stiefmütterlicher noch wurde das Seccotfest behandelt. Aus dem Nehemia=Buche (8, 17) wissen wir, daß seit Josuas Tagen, also volle tausend Jahre Israel keinen ordentlichen Succot abgehalten hatte. Die Notiz mag übertrieben sein, allein unbegründet war sie gewiß nicht.

Also wären wir doch in manchen Stükken besser daran mit unserm religiösen Haushalte als die vielgerühmten Alten. Man freut sich ordentlich, wenn man das ganze Jahr Zeit und Zeitgenossen hat zur Ordnung rufen müssen, daß man auch zuweilen Gelegenheit bekömmt, ihre bessern Züge hervorzuheben. Die Nutzanwendung liegt auf der Hand: was auch im Uebrigen der Vorzug des Alterthums sein möge, im praktischen Religionsleben der Jetztzeit ist ein bedeutender Fortschritt gar nicht zu verkennen.

Für die Feiertage überhaupt und die Succot=Oktave insbesondere gestaltete sich schon während des zweiten Staatslebens eine durchaus bessere Zeit. Der ganze Apparat des Religionsdienstes war reicher, umfassender; die gesammte Richtung war idealer. Man drang tiefer in den Gedanken der Feier ein, und besonders wurde Succot das eigentliche Verbrüderungsfest der Gesellschaft durch den Erntedank, das allverknüpfende Band der Wohlthätigkeit und der Freude an den die höchste Vaterhuld veranschaulichenden Naturgaben.

Es war aber vor allem der edeln Begeisterung eines der spätesten Propheten — Secharia's — vorbehalten, in den Succot=Riten weit mehr zu sehen, als je ein früherer Lehrer darin erblickt. Seine wahrhaft erhabene Auffassung erkennt in der Hüttenfeier nicht blos einen konfessionellen Brauch, sondern einen solchen, der für die Edeln der ganzen Menschengemeinde in gleicher Weise verbindlich ist. Sein Laubgezelt ist ein Friedensdach, das sich um die gesammte Menschheit wölbt. Wir wollen diesem Gedankenkreise am Leitfaden der angedeuteten Prophetenworte jetzt näher treten.

> „Und es geschieht, Alle, die noch übrig sind von den Völkern allen, so gegen Jerusalem gezogen, die ziehen hinauf Jahr für Jahr, anzubeten den König, den Ewigen der Heerschaaren und zu feiern das Hüttenfest. Und es geschieht, wer von den Geschlechtern der Erde nicht hinaufzieht nach Jerusalem, anzubeten vor dem Könige, dem Ewigen der Heerschaaren: auf Die fällt nicht der befruchtende Regen.
>
> Sech. 14, 16. 17.

Unseren Texteswortern voraus ging die Schilderung eines mächtigen Streites, wobei aber, wie es in der Natur solcher Kämpfe mit messianischem Hintergrunde liegt, stets nur um geistige Güter gerungen wird. Es ist die alte schmerzliche Wahrheit, daß der aufsteigende Gang der Menschheit zu einer Sphäre der Wahrheit und Reinheit nothwendig ein schwerer Leidensgang ist und daß nur in der Schule der schlimmsten Bedrängnisse die Erdensöhne für bessere Zustände reif werden können. Allein in den trüben Ernst jener Kämpfe und Fehden tönt hinein eine glänzende Verheißung:

> „König wird der Ewige sein über die ganze Erde; an jenem Tage wird

der Ewige einzig sein und sein Name der Einzige."

V. 9.

In dieser Allseitigkeit des Gottesbegriffes nun liegt ein versöhnendes, ein weltverbrüderndes Prinzip. Der Götzendienst — und diese Bezeichnung paßt in Wirklichkeit für die Grundirrthümer aller Zeiten — verschwindet von der Erde. Die vorausgegangenen Kriege und Uebel sind vergessen, und Diejenigen, welche die schlimme Uebergangszeit überlebt, stehen einer Art sozialer Friedensfeier gegenüber. Dabei aber ist das Merkwürdige, daß die Succotfeier für diese gottdienende Vereinigung vor allen andern Festzeiten den Vorzug erhält. Nicht die Pesachtage nimmt der Prophet in Aussicht; denn Pesach ist bei all seinem erhabenen Inhalte immer noch einigermaßen konfessionell einseitig. Auch der Jom kippur ist für diesen besondern Zweck nur wenig dienlich; denn dieser hohe Tag stellt allzu große, viel zu zwingende Forderungen an den inneren Menschen. Nein, was hier noth thut, ist eine freundliche Liebes- und Verbrüderungsfeier; und darum gerade ist es der bunte Erntekranz des satten Herbstes, der sich um die Schläfe der Menschheit, der messianisch veredelten, windet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schluß der beiden Artikel „Predigten für Kinder „und „Die Aboda Simons des Gerechten" folgt in den nächsten Nummern.

Dankbarkeit.

Predigt, gehalten von Liebman Adler in Chicago. *)

Von den ersten drei Plagen Egyptens, über welche die hl. Sch. berichtet, wird ausdrücklich bemerkt, daß sie durch Ahron bewirkt werden sollten. Unsere Weisen bemerken darauf: Im Wasser des Flusses habe Moscheh als Kind seine Rettung gefunden, und die Erde habe den von ihm erschlagenen Egypter bedeckt, und so der Entdeckung entzogen. Es wäre somit als Undankbarkeit erschienen, wenn er, uneingedenk der guten Dienste, Wasser und Erde mit seinem Stocke geschlagen hätte. Solcherlei Erklärungen unserer Weisen sind als Erklärung nicht ernst zu nehmen. In ihrer hohen Verehrung der h. Sch. lieben es unsere Weisen, alles Gute und Edle in sie hineinzulegen oder, als daraus hergeleitet zu geben. In vorliegendem Falle wollen sie die Tugend der Dankbarkeit empfehlen, und lassen sie als von Gott empfohlen und von Moscheh bis zur äußersten Consequenz geübt in der hl. Sch. angemerkt finden. Man solle nicht einmal die Erde schlagen und die Wasser schädigen, die einem wohlgethan. Es ist ja auch sprichwörtlich geworden: In einen Brunnen, aus dem man getrunken, solle man keinen Stein werfen.

Die Dankbarkeit ist eine Tugend, die nach dem Augenschein sich nicht lohnt, und das Gegentheil, Undankbarkeit, vortheilhafter sich zeigt. Man kann undankbar sein, und dabei doch gesund bleiben, gedeihen, reich werden und ein hohes Alter erreichen. Man mag Dank schuldig bleiben für Alles, was man ist und hat: kein irdischer Richter kann eine derartige Schuld vor seinen Richterstuhl bringen. Dankbarkeit hingegen kann einem theuer zu stehen kommen; sie mag einen durch Feuer und Wasser führen, Opfer auf Opfer fordern. Freilich, wie es dabei aussieht im Herzen und wie der Himmel darauf niedersieht, daß ist der Wahrnehmung entzogen. Kein Wunder daher, daß wir diese Tugend so vernachlässigt sehen, nicht blos in der Uebung, sondern selbst in ihrer Empfehlung in mündlichen Vorträgen und schriftlicher Belehrung.

Zunächst wird von dem Undankbaren nach der Weise unehrlicher Schuldner die Schuld überhaupt geleugnet. Man vergißt die Wohlthat, oder verkleinert sie und hält sie keines sonderlichen Dankes werth, oder hält die Leistung als Schuldigkeit. Im Falle der Erinnerung und gerechter Anerkennung der Wohlthat als solcher, sucht man sie auf selbstsüchtige Beweggründe Seitens des Wohlthäters zurück zu führen. Und endlich wie man das Empfangene unterschätzt, überschätzt man die Gegenleistung und hält die Dankesverpflichtung für reichlich ausgeglichen.

Was ist nun das Wesen der Dankbarkeit? womit fängt sie an und setzt sie sich fort? Das Wesentliche der Dankbarkeit beginnt mit der vollen Anerkennung empfangener Wohlthaten. Die ebr. Sprache hat kein Wort für unser: „Danken." Wo wir sagen: Dank, sagt der Ebräer, תודה, anerkennen, gestehen. מודים אנחנו לך heißt nicht: Wir danken dir, sondern: Wir gestehen, wir erkennen an. Beim Dankopfer der Erstlinge der Früchte hat der Landmann nicht zu sprechen: Ich danke, sondern הגדתי היום — כי באתי אל הארץ אשר נשבע: Ich spreche es hier laut aus, daß Gott mich mit dem zugesagtem Lande beglückt hat. Bei Achaus Versündigung (Joschuah 7, 19) fordert Joschuah von Achan ein Geständniß mit den Worten: ותן לו תודה והגד נא לי.

Und wo hat es mit der Dankbarkeit ein Ende? Nicht bevor der Dankverpflichtete selbst geendet. Einem Menschen, der uns eine Wohlthat erzeigt hat, dem soll man es zeitlebens nicht vergessen, man soll nie glauben, dich habe ich abbezahlt mit einer Gegenleistung. Nicht blos dem Wohlthäter soll man es nicht vergessen, selbst dessen Kindern nicht, die ihn überleben. Man soll sich sagen: Deine Eltern haben liebreich an mir gehandelt, du sollst es noch genießen. Das gute Herz geht in der Werthschätzung des Empfangenen eher zu weit, als daß es in derselben zurückbleibt. Wenn es etwas unterschätzt, so ist es die eigene Gegenleistung. Und das Bewußtsein der Dankesverpflichtung ist dem dankbaren kein drückendes Gefühl, sondern es hat im Gegentheil noch die freudige Beimischung, an sich das sprechende Beispiel erfahren zu haben, daß es noch gute Menschen gibt und die Welt nicht so schlimm ist, wie man sie verschreit. — Die Dankbarkeit beschränkt ihre Verpflichtung nicht ausschließlich gegen eine bestimmte Persönlichkeit, die sich gegen uns liebreich gezeigt, sie verbreitet sich über das Allgemeine. Ich habe Wohlthaten empfangen, Menschenfreundlichkeit genossen, ich will ein Gleiches thun, wo ich kann. Andere haben mir die Hand gereicht und mich empor gezogen, und es hat mir wohlgefallen, damit fühle ich gerufen, gleichfalls nicht zurück zu stehen, wo es Noth thut.

Und wie im Kleinen, gegen einzelne Persönlichkeiten, so gegen Vereine, Gemeinden, Völker und Länder. Wer von solchen oder unter dem Schutze solcher eine Zeitlang gelebt und Gutes genossen hat, soll es denselben nie vergessen, und wenn ihm wiederum Unangenehmes aus der Mitte derselben widerfährt, die Erinnerung des Guten nicht darum aus dem Gedächtnisse streichen. Darüber gibt uns die hl. Sch. eine aufs Deutlichste ausgesprochene Lehre: „Du sollst keinen Widerwillen hegen gegen den Egypter, denn als Fremder lebtest du in seinem Lande." Trotz des erfahrenen großen Unrechts sollte Israel nicht vergessen, daß es dabei doch viel gelernt von den Egyptern und gelebt hat im Lande Egypten. Nach dem Lande seiner Bedrängniße, nach Egypten, sollte Israel nie wieder zurückkehren, aber wo es auch einem Bewohner desselben, einem Egypter, begegne, sollte man ihn freundlich behandeln.

Da nun jede Wohlthat, die uns erzeigt wird, jedes Opfer, das man uns bringt, jede Gabe, die wir empfangen, gleichsam eine lebenslängliche Rente ist, die wir zu bezahlen haben, eine lebenslängliche Verbindlichkeit uns aufgelegt; so widerstrebt es dankbaren Naturn, ohne zwingende Nothwendigkeit von der Güte Anderer Gebrauch zu machen. Der Undankbare ist wie der leichtsinnige Borger, der seinen ganzen Credit ausbeutet, das bezahlen macht ihm keine grauen Haare. Der Undankbare spricht mit leichtem Herzen: Ich danke! und damit glaubt er seine Rechnung abgethan. Der Dankbare hingegen ist wie der ehrliche Geschäftsmann, dem es vor dem Schuldenmachen graut, wenn er nicht die sichere Deckung in der Hand hat.

Dankbarkeit kann man eigentlich kaum eine Tugend nennen, denn sie ist Natur. Sie findet sich selbst bei Thieren. Jesajah, indem er Israel Undankbarkeit gegen Gott zum Vorwurf macht, spricht: „Der Ochse kennt seinen Herrn, das Lastthier seines Eigenthümers Krippe." Sie findet sich bei Naturmenschen, bei Wilden sogar am stärksten ausgeprägt. Kultur ist Läuterung der rohen Natur. Bei dieser Läuterung geht so Manches verloren, was an der Natur gut ist, und dahin gehört die Dankbarkeit. Der im gewöhnlichen Sinne gebildete Mensch hat in der Pflege der Dankbarkeit nicht gewonnen, im Gegentheil, seine raffinirte Natur hat eher davon verloren. Man findet mehr Dankbarkeitsgefühl im Wigwam und im Hause des schlichten Bürgers und Landmannes, als in den Palästen der höheren Stände.

Der Mensch ist auch von Natur darnach angelegt, daß Dankbarkeit der erste Unterrichtsgegenstand seiner Lebensschule ist. Schon am ersten Tage unseres Daseins haben wir bereits ein Kapitel von Wohlthaten aufgenommen, das wir zeitlebens nicht abtragen können. Höchstens vermag ein gutes Kind den Erzeigern dieser Wohlthaten, den Eltern, die Interessen zu entrichten in lebenslänglicher Liebe, Gehorsam und Verehrung. Auf den ersten Tag des Daseins des Menschen als Säugling folgen Tage auf Tage, Jahre auf Jahre der Hilflosigkeit der Jugend und der unendlichen Aufopferung der Eltern. Das ist die Schule, in der der Mensch von Natur zur Dankbarkeit angeleitet wird. Wie aber der Schüler, der in seiner Schule den „Reader" gut zu lesen gelernt hat, außerhalb der Schule die Anwendung davon macht und auch andere Bücher liest, so wer in der Schule der elterlichen Pflege Dankbarkeit gelernt hat, der wird Dankbarkeit auch in andern Kreisen zu üben sich immer angeregt fühlen.

So wird der gute Bürger der U. St. es Frankreich nie vergessen, daß es ihnen in der Zeit seiner Kämpfe ums Dasein eine helfende Hand gereicht hat, und Israel wird immer ein freundliches Andenken bewahren für Holland, daß es der erste moderne Staat war, der ihm ein menschliches Dasein vergönnte. Und unser Chicago — bei unserm Chicago verweilen wir zum Schlusse, und bedenken, wozu die Dankbarkeit es mahnt. Wir erinnern uns jener schrecklichen Katastrophe, da die Flammen über es zusammen schlugen, der Tage da es wie ein weites und breites Aschenfeld dalag; da hundertausend seiner Bürger — doch, für die, die es mit erlebt, ist eine weitere Schilderung unnöthig und für die, die die Zerstörung nicht gesehen, ist keine Sprache im Stande, ein treues Bild dieses Elends zu geben. Groß, unerhört, wie das Unglück war, das die Stadt betroffen, größer zeigte sich die Barmherzigkeit und das Mitgefühl der Menschheit auf der ganzen bewohnten Erde. Unsere Stadt war ein riesiger Altar, auf den ungezählte Tausende edelgesinnter Menschen ihre Opfergaben niederlegten. Unsere Mitbürger am Ufer des Mississippi entlang waren nicht die Letzten und Geringsten der Geber. Da, wo der Golf den Vater der Ströme umarmt, bis hinauf, wo unter verborgenen Quellen seine Wiege steht, war Chicago und sein Unglück der Schlüssel, der Herz und Hand für uns öffnete. Jetzt ist dort der Himmel in Schwarz gekleidet, die Erde mit grauem Elend bedeckt. Die Gesunden, die Bemittelten auf der Flucht, Gram und Sorge ihre Begleiter. Unter den zurückgebliebenen, Kranken und Armen und sonst ans Haus Gebundenen würgt unbarmherzig der Todesengel. — Das ganze Land erhebt sich erschüttert, erschreckt zur Hilfe, zu helfen, soweit menschliche Hilfe reichen kann. Unter denselben steht Chicago nicht zurück. Das ist aber nicht genug. Unsere Stadt ist durch Dankbarkeit verbunden, mehr zu thun, als nicht zurück zu stehen. Doch, zum Zweck, dafür die Herzen meiner Zuhörer zur Barmherzigkeit anzuregen und die Gewissen zu wecken, kann ich die Worte sparen. Ich weiß schon Herz und Gewissen aufs beste bestellt. Nur glaube ich noch bemerken zu müssen, daß man ein sehr guter Bürger und ein Kosmopolit sein kann, wenn man daneben im Herzen noch Raum hat zum Mitgefühl für den Israeliten als Glaubensgenossen. Ein Kanal ist nicht weit genug, um die Fülle der nöthigen Hilfe zu tragen, und an Ort und Stelle gebracht, geziemend und gerecht zu vertheilen. Wir in Chicago sind durch Erfahrung schon darüber belehrt. Es langten hier die Gaben der Milde an uns aus gar mannigfaltigen Kanälen: Aus Kirchen und Synagogengenossenschaften, Logen, Standes- und Erwerbsgenossenschaften mit der Forderung specieller Verwendung neben darum nicht minder reichlichen Gaben für unbeschränkte Vertheilung. Es ist in Calamitäten von solcher Größe jedes Motiv zum Geben willkommen: Humanität, Religion, Bürgersinn, Standes-Sympathien 2c. 2c. Und wenn dann die Noth überwunden und man fände, daß die Israeliten für ihre Armen noch ein Uebriges gethan, dann soll das der schlimmste Vorwurf sein, den man Israel vor Gott und Menschen machen kann, daß wir doppelt geben, als Menschen dem Mitmenschen, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses und darüber hinaus dem Israeliten als Glaubensgenossen. — Alle Opfer werden einst aufhören, sagen unsere Weisen, nur nicht die Dankopfer.

*) Diese Predigt wurde vor Jahren gehalten in Bezugnahme auf die schwere Heimsuchung unserer Glaubensgenossen unter der allgemeinen Calamität des besonders im Mississippithale grassirenden gelben Fiebers, und wie Dankbarkeit namentlich Chicago zur thätigen Theilnahme verpflichte. Inhaltlich paßt das darin Gesagte nicht minder auf das in der Landesgeschichte so interessante wie unglückliche Charleston und seine Heimsuchung.

Die Wunder und die Schule.

Am 23. und 24. August hielt der „Verein jüdischer Cultusbeamten Mitteldeutschlands" in Eisenach seine Jahresversammlung ab. Die Verhandlungen eröffnete Herr Dr. Salzer, Landrabbiner zu Stadt Lengsfeld, mit einem Vortrage, welcher sich mit der Beantwortung der Frage beschäftigte: „Wie sind die Wun

dergeschichten der Bibel didaktisch in der Schule zu behandeln?"

Der geehrte Redner schickte seinem inhaltreichen und fesselnden Vortrage die Bemerkung voraus, daß bei der Beantwortung der zur Aufgabe gestellten Frage die Stellung, welche die Anhänger der naturalistischen Anschauung zu der Wunderfrage einnehmen, hier außer Betracht bleiben müsse, da sie mit der Bibel und daher mit der Lehre des Judenthums nicht in Einklang zu bringen sei. Darauf entwickelte er in fast einstündiger Rede sein Thema, dessen Hauptgedanke in Folgendem gipfelten:

Die Wunder, in der Schrift gewöhnlich mit אות und מופת bezeichnet, werden in der Bibel als Schöpfungsthaten Gottes hingestellt, als welche wir sie aufzufassen haben. Als solche sei ihre Möglichkeit außer Zweifel. Das höhere Wesen, welches das größte aller Wunder, die Schöpfung des großen Weltalls aus Nichts vollbracht habe, müsse ja auch im Besitze der Macht sein, die eingesetzten Naturgesetze zeitweilig und örtlich ändern zu können, wenn Seine Weisheit dieses zur Erreichung großer Heilzwecke für nothwendig erachtet. Der Einwurf, es sei der Gottheit nicht angemessen, zu Gunsten eines einzelnen Volkes außerordentliche, mit den Naturgesetzen im Widerspruche stehende Wunder zu üben, sei leicht zu widerlegen, da ja die Wunder der Bibel nicht diesem einzelnen Volke gelten, sondern die Erziehung des ganzen Menschengeschlechts dadurch erzielt werden sollte. Die Wunder, mit Ausnahme des Wunders der Offenbarung am Sinai, seien übrigens nicht als Beweisstücke zur Begründung ewiger Wahrheiten und als zu diesem Zwecke vollbracht anzusehen, da die Bibel stets nur die Offenbarung am Sinai als ein solches anführt, die übrigen aber als von der augenblicklichen Lage bedingt hinstellt.

Die Wunder der Bibel zerfallen in drei Gruppen.

Zur ersten Gruppe gehören diejenigen Wunder, welche absolut natürlich nicht zu erklären seien, bei welchen sich daher jeder Versuch natürlicher Erklärung hinfällig erwiesen hat und erweist. Diese müssen eben in der Schule einfach als Wunder, als Schöpfungsthaten Gottes dargestallt werden, als Wirkungen der göttlichen Machtvollkommenheit, Weisheit und Güte, so z. B. die Spaltung des Meeres, die Offenbarung am Sinai, das Manna u. s. w.

Zur zweiten Gruppe gehören diejenigen Wunder, welche an und für sich eigentlich Wunder nicht zu nennen wären, es aber erst dadurch geworden seien, daß sie zur bestimmten Zeit und am bestimmten Orte eingetreten sind, wie z. B. die Wachteln.

Zur dritten Gruppe gehören diejenigen Wunder, welche eine allegorische Deutung zulassen, wie z. B. die kupferne Schlange.

In der Unterklasse müssen die Wunder der Bibel einfach erzählt und auch die der zweiten und dritten Gruppe ohne Erklärung gegeben werden, da gerade in diesem Alter alles Wunderbare mächtig auf das kindliche Gemüth einwirke. Dieser Ansicht huldigt auch Kehr. Diesem Pädagogen entgegen aber müssen die Wunder auch in den Oberklassen Gegenstand des Unterrichtes sein und zwar die der ersten Gruppe als absolute Wunder und die der zweiten und dritten mit den ihrer Natur nach zuläßigen Erklärungen. Dieses Letztere sei durchaus nothwendig, um später auftretenden Zweifeln zu begegnen und der Schädigung des Glaubens vorzubeugen.

Am Schlusse führte der Redner noch die Worte Diesterweg's an:

„Mag der Lehrer zu den Wundern stehen, wie er wolle, in keinem Falle darf er bei der Erzählung der bibl. Geschichten Kritik anwenden, das hieße zerstören anstatt aufbauen, das hieße den göttlichen Funken im Herzen des Kindes auslöschen, anstatt ihn zu einer erwärmenden und belebenden Flamme anzufachen."

Der Vortrag rief nach seiner Beendigung viele Danksagungen Seitens der Lehrer hervor. Es knüpfte sich alsbald eine lebhafte Debatte an denselben, von der nur zu bedauern ist, daß sie eines Zwischenfalles halber früher als wünschenswerth war abgebrochen wurde, so daß kein referatfähiges Ergebniß aus derselben hervorging.

Der polnische Jude.

Moritz Gottlieb war ein Künstler, ein Künstler als Jude, seine Schöpfungen galten dem Volke, dem er entstammte der durch Geistigung des vielfach verknöcherten und vermoderten Judenthums. Seine Werke sind nicht nur von Bedeutung, weil sie in der Gallerie moderner Meister den gebührenden Platz gefunden, sondern vielmehr, weil sie, von Oppenheim und Horowitz etwa abgesehen, die einzige, aber würdige Repräsentanz der spizifisch jüdischen Kunst ausmachen. Zwar hat Wereschagin, der berühmte russische Maler, mit ganz besonderem Erfolge Objecte aus dem jüdischen Cultus und aus der jüdischen Geschichte zum Gegenstande seiner künstlerischen Darstellung gemacht, allein er ist denn doch in dem Realismus, wie er schon aus allen seinen Bildern hervostiecht, nicht weiter gekommen, als ein historisches Factum zu versinnlichen, oder eine Gegend des heiligen Landes zu copiren. Gottlieb hat bei aller Treue der individuellen Charakterschilderung, bei aller Präzisirung der detaillirten Einzelheiten das geistige Ganze vor allem festgehalten und so seinen Schöpfungen das Gepräge des verklärten geistigen Wesens gegeben, wovon die gemalten Typen die ersten Träger waren. Er hat das jüdische Leben, wie es eben ist, beseelt und darin liegt vorzugsweise sein unschätzbares Verdienst.

So sind seine „betende Juden" derzeit in der Dresdener Gallerie, conceptirt während des Aufenthaltes von der Krakauer Akademie unter Matejko, ausgeführt in Wien 1877, die Juden am Versöhnungstage in der Synagoge darstellend, in technischer wie in künstlicher Beziehung ein Musterwerk ersten Ranges, desgleichen während des Aufenthaltes in Rußland entstanden und in derselben Gallerie zu sehen ist „Christus vor Gericht" ein vielfach bearbeitetes Thema in ganz origineller Auffassung und Darstellung.

Das charakteristische Bild „Shylock und Jesika" aus Shakespeares „Kaufmann von Venedig," entstanden zu Wien 1877, im Hotel National, ist das erste Werk, womit er der Oeffentlichkeit sich präsentirte, jetzt im Besitze des Bankiers Wahlberg in Petersburg. Dieses Bild kann man im engsten Sinne des Wortes sein Schmerzenskind nennen. Gottlieb hatte damals unter sehr precären Verhältnissen gelebt, mußte dennoch rastlos arbeiten, weil er einmal den festen Entschluß gefaßt hatte, seinen „Shylock" der Ausstellung im Wr. Künstlerhause, die nahe bevorstand, einzuverleiben. Mit dem Gefühle der Bangigkeit, mit der man die Ankunft eines geliebten Wesens erwartet, untermischt mit Angst vor der Wirkung einer vernichtenden Kritik, sah er dem Eröffnungstage entgegen. Allein das so sehnsüchtig herbeigewünschte und doch gefürchtete Ereignis sollte ihm eine angenehme Ueberraschung bringen.

Schon am ersten Ausstellungstage fand sich unter den zahlreichen Besuchern auch Prof. Theodor Billroth ein; er musterte die ausgestellten Werke, fand darunter viel Bekanntes vor und blieb vor dem Bilde Shylocks längere Zeit. Als er nächsten Tag wiederkam, fesselte immer noch das Bild von gestern seine Blicke, er fand einige Kunstkenner vor demselben, was ihn veranlaßte, sich nach dem Schöpfer dieses Werkes näher zu erkundigen. Ueber die Begegnung mit Billroth berichtete mir des Künstlers Vater Isaak, als ich letztens mit ihm auf diese Angelegenheit zu sprechen kam, wie folgt: Hofrath Billroth hatte das Bild meines gottseligen Moritz im Wr. Künstlerhause gesehen und verlangte, den Künstler kennen zu lernen. Es wurde ihm bedeutet, daß sich der junge Maler vormittags im Hause einzufinden pflegt, er kam nächsten Tag, stellte sich meinem Sohne vor, reichte ihm die Hand, küßte ihn und sagte: Sie haben mit einem Schlage meine Sympathie und meine Bewunderung erobert; es soll mir eine besondere Ehre sein, Sie in ihrem Atelier besuchen zu dürfen. Moritz lud ihn zu sich ins Hotel National, und als er kam umarmte er ihn und sie schlossen ein innigeres Verhältnis. Von nun an kam er zwei dreimal die Woche zu Moritz, saß Stunden lang, um ihn arbeiten zu sehen. Unter Billroth's Augen sind die „betenden Juden" entstanden.

Die Bekanntschaft Gottlieb's war von nicht geringem Einfluß auf den großen Wr. Chirurgen und Unterthanen Bismarck's. Billroth hatte nämlich anfangs 1876 eine Arbeit veröffentlicht, betitelt „Lehren und Lernen", eine kritische Studie über die deutschen Universitäten, worin er dem jüdischen Stamme hart an den Leib geht, insbesondere gegen die jüdischen Studenten aus Galizien und Ungarn die schwere Anklage erhebt, sie machten aus dem Studium nur ein Geschäft, um auf leichte Weise viel Geld zu verdienen, der langen Abhandlung kurzer Sinn ist, daß von Seiten der jüdischen Conkurrenz, trotz der so hohen Frequenz der Mittel und Hochschulen, dennoch nichts zu befürchten sei, da die Juden anerkannter maßen zu wahrhaften Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft d. i. zu productiver, geistiger Arbeit unfähig sind. Das nähere Bekanntwerden mit Gottlieb hat ihn eines besseren belehrt und er hat offenbar seine Gesinnung geändert. Denn in den nächsten Jahren schon sehen wir den Dr. Anton Wöifler, jetzt Professor der Chirurgie an der Wr. Universität, als ersten Assistenten auf seiner Klinik erfolgreich wirken. Auch sein jetziger Assistent Dr. Friedrich Salzer ist ein Jude.

Neben Billroth wurde Gottlieb mit dessen Collegen, unserm Stammesgenossen Professor Adam Politzer, bekannt, der ein wahrer Mäcenas ist und Gottlieb's Gönner bis zu des letzteren Tode geblieben, ja die Gunst hat sich sogar auf des Verblichenen jüngeren Bruder Martin, welcher ein hervorragender Maler zu werden verspricht, vererbt.

„Uriel Acosta und Judith van der Straten" aus Gutzkow's bekanntem Trauerspiele, wovon Copien in den Schaufenstern der Wr. Kunsthandlungen zu sehen sind und sehr gut gezahlt werden, gehört zu seinen Erstlingswerken, womit er das große kunstsinnige Publicum erobert hatte. Auch seine Selbstporträts als Araber und Pole, von denen das erstere sich im Besitze des Gouverneurs von Warschau befindet, haben gebührende Anerkennung und hohe Preise erzielt.

Die letzten 9 Monate seines Lebens brachte Gottlieb in Italien, speziell in Rom zu, wohin er sich zum Besuche des Vatikan's und zum Studium antiker Meisterwerke begeben hatte. Hier, unter dem blauen Himmel des Südens entstand seine unvollendet gebliebene Arbeit „Christus predigend," an welche sich die traurigsten Erinnerungen seiner Familie knüpfen. In die letzte Zeit seines italienischen Aufenthaltes fällt auch der Besuch Matejko's, welcher in Gottlieb seinen würdigsten und geliebtesten Schüler sah. Zu Ehren beider fand in Rom eine Zusammenkunft polnischer Künstler statt, welche in einem Bankett ihren Abschluß fand. Zum Festredner wurde Gottlieb bestimmt; Maler ....ki leitete die Toaste mit einer Ansprache ein, in welcher hervorgehoben wurde, daß Gottlieb zwar Vertreter einer anderen Nation sei, doch wirke er im Sinne der heiligen Tradition der wahren Kunst, deren Grundcharakter international sei, im Speziellen aber ist Gottlieb ein würdiger Mitarbeiter und Förderer auch spezifisch polnischer Kunst, wie dies seine Bilder „der falsche Demetrius", Kasimir der Große empfängt die Juden, Adalbert von Brandberg empfängt die Investitur von König Sigismund I., sein Selbstporträt als Pole, am besten aber seine Anwesenheit hier und die Herzlichkeit der Beziehungen, die er mit allen anwesenden und abwesenden Collegen unterhält, illustriren ...schloß seinen wahren empfundenen Toast an die Ersprießlichkeit seines Wirkens für sein Volk und für das engere Vaterland, deren Ideale er hochzuhalten bestimmt sei. Als der Festredner zum Worte kam, entschuldigte er sich eingangs wegen des Mangels jener Gewandtheit in der Beherrschung der polnischen Sprache, wie sie in einer so hehren Gesellschaft zu führen geziemt: schon seine früheste Jugend mußte er im Ausland und nur selten in engeren Contakte mit heimischen Collegen zubringen, so in München, wo er unter Meister Piloty und in Wien unter Wurzinger studirte und arbeitete; er hatte demnach wenig Gelegenheit gehabt, insbesondere außerhalb des Vaterlandes das heimische Idiom zu pflegen. In der eigentlichen Rede feierte Gottlieb die Verbrüderung der Juden mit den Polen, an die er unerschütterlich glaube weil ihr Schicksal im XIX. Jahrhundert ein gemeinsames, ja ein identisches geworden, die in ihren höheren Bestrebungen und Endzwecken nur eines Sinnes sein können und auch sind, wie dies die Freiheitskämpfe der Jahre 1830, 1848 und 1863 zur Genüge bewiesen haben.

Als er geendigt, beglückwünschten ihn seine Collegen, darunter auch der berühmte Maler Siemieradzki, Matejko aber, sein Meister, umarmte ihn, ließ nicht von ihm, redete ihm zu, mit nach Krakau zu fahren, denn er wollte „Christus predigend" soll aus seinem Atelier hervorgehen.

Gottlieb ließ sich bereden und versprach, der ehrvollen Einladung Folge leisten zu wollen. Er verständigte telegraphisch seine Familie in Drohobicz über seine bevorstehende Reise, allein der Vater willigte in dieselbe nicht ein; es entwickelte sich ein reger Depeschenwechsel, der zwei Tage andauerte. Der Schüler konnte das dem Meister gegebene Versprechen nicht mehr zurückziehen, wollte aber auch nicht gegen den Willen des Vaters, an dem er mit seinem ganzen Herzen hing, handeln. Im letzten Telegramm stellte er dann auch dem Vater seine Situation vor, er möge doch einsehen, daß er nicht anders könne, und seine Reise gutheißen, und ohne Antwort abzuwarten, machte er sich auf den Weg. Kaum nach Krakau angelangt, erkrankte er an einer Halsentzündung, welche sich als eine bösartige Diphtheritis entpuppte und als der telegraphisch berufene Vater kam—sein hoffnungsvoller Sohn war bereits eine Leiche.

(Lemberger Israelit.)

Inland.

Zanesville (Ohio). — Die Pastoren der hies. Stadt hielten eine Versammlung ab, in der sie über die Sonntagsruhe beriethen und beschlossen, daß am Sonntag gar keine Arbeit verrichtet werden solle nicht backen, kochen, fahren

(weder auf Wagen, noch mit der Eisenbahn), nicht Stiefel putzen, Kleider reinigen, Postsachen abholen, Briefe öffnen u. s. w. — „Was wird der Herr Rabbinerseminar-Director Dr. Wise in Cincinnati dazu sagen?" fragt die „Isr. Wochenschrift." — Auf diese Anfrage kann Dr. Wise antworten, daß die Herren Pastoren den Schulchan Aruch nicht genau gelesen haben, sonst hätten sie auch das Tragen des Taschentuches verboten. Die lernen alles von uns frommen Jüden.

Pittsburg, 6. Oktober '86.

Herr Jakob R. Coblens, Sohn des Herrn Isidor Coblens von hier, welcher bereits einige Semester in München studirt hat und vor einigen Monaten hierher zurückkehrte, ist gestern Abend nach New York abgereist, um heute per Dampfer „Aller" die Reise nach München über Bremen anzutreten. Herr Coblens widmete sich in München dem Studium der Musik und der Malerei und besitzt ein ausgezeichnetes Talent, so daß ihm eine erfolgreiche Zukunft bevorsteht.

Pittsb. Volksbl.

New York, 3. Oktober '86.

Glück und Segen zum Neuen Jahre, so tönte es am vergangenen Mittwoch Abend von Mund zu Mund; der fromme Wunsch ward mit manchem Händedruck besiegelt; Glück und Segen zum Neuen Jahre rufen auch wir unseren freundlichen Lesern zu; mögen sie uns auch im kommenden Jahre die gütige Gesinnung erhalten, welche sie uns seit einer Reihe von Jahren stetig bewiesen haben. Es wird auch ferner unser Bestreben sein, Ihnen ein treues Spiegelbild der hiesigen Verhältnisse zu liefern, kein fratzenhaftes Zerrbild, wahr und schlicht, von keinem unreinen Hauche getrübt. —

Das Neujahrsfest zog ein, vom herrlichsten Herbstwetter begünstigt. Alle Synagogen, Tempel, groß und klein, waren wie auch sonst von einer andächtigen Menge unserer Glaubensgenossen überfüllt, und mußten vor den meisten Synagogen Hundert von Besuchern zurückgewiesen werden, da die inneren Räume in fast gefährlicher Weise überfüllt waren. Die Predigten, Chorgesänge u. s. w. waren sammt und sonders der Größe und Heiligkeit des Tages angemessen und wurden demgemäß von den andächtigen Zuhörern gewürdigt. Nach langen Sommerferien war man wieder zum ersten Male im Gotteshause vereinigt. Rabbiner und Gemeinde traten wieder in Rapport und ein erhöhtes Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllte alle Gemüther mit frohem Dankgefühl.

Der beginn der Religionsschule ist in den meisten Tempeln auf nächsten Sonntag angesetzt, und sind die Anmeldungen so zahlreich, daß Viele zurückgewiesen werden müssen, die keinem Gemeindeverbande angehören. Für Diejenigen jedoch sind die „Hebrew Free Schools," welche an verschiedenen Plätzen in der Stadt ihre Religionsklassen haben; an welchen alle Kinder jüdischer Eltern theilnehmen können. Die H. F. Sch. unterhält auch seit letztem Jahre eine Normalklasse für Sabbathschullehrerinnen oder solche, welche es werden wollen, und ist diese Klasse von strebsamen jungen Glaubensgenossinnen gut besucht.

Daß für bedürftige Kinder unserer Glaubensgenossen auch sonst gut gesorgt wird, davon giebt der Jahresbericht der Hebrew Sheltring Guardian Society beredtes Zeugniß ab, dem wir folgende Thatsachen entnehmen:

Die Heimath wurde zum Schutz für Kinder israelitischer Abstammung gegründet, um sie gegen grausame Behandlung oder Vernachlässigung seitens ihrer herzlosen oder unglücklichen Eltern zu schützen, ihnen eine Heimath zu geben und eine Zukunft zu sichern. Seit Gründung der Gesellschaft wurden 465 Knaben und 411 Mädchen aufgenommen und entlassen wurden 461 Zöglinge, so daß sich jetzt 415 in der Anstalt befinden. Der Gesundheitszustand der Zöglinge war im Allgemeinen gut. Betreffs der Augenentzündung, welche am Ende des letztes Jahres auftrat, wurden ohne Rucksicht auf die Kosten alle möglichen Vorkehrungen getroffen, und Dank der Bemühungen der Aerzte ist in keinem Falle ein bleibender Nachtheil entstanden. Von den Kindern besuchen 244 die Primär- und 65 die Grammar-Schulen, woselbst sie sich gute Zeugnisse erwerben (der Durchschnitts-Procentsatz beträgt 99 Procent), und in diesem Jahre wurde ein achtjähriges Mädchen von der Primärschule nach dem Grammardepartement versetzt. Es wäre sehr zu wünschen, daß Kinder, welche Talente zeigen, Gelegenheit haben, sich eine höhere Bildung zu erwerben. In England und auf dem europäische Kontinent existiren für solche Zwecke Fonds, die durch freiwillige Beiträge zusammengebracht werden. Während es nicht in der Absicht dieser Gesellschaft liegt, den Zöglingen auf öffentliche Kosten eine höhere Erziehung zu geben, da das Hauptbemühen darauf gerichtet ist, die Kinder durch Erlernung von Handwerken 2c. möglichst früh in den Stand zu setzen, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, so kommen doch Ausnahmefälle vor, in denen einzelnen Zöglingen ein weiteres Feld der Erziehung geöffnet werden sollte. Während, wie erwähnt, die Kinder den Unterricht der öffentlichen Schulen genießen, wird ihnen in der Anstalt Religions- und deutscher Sprachunterricht ertheilt. Für eine Anzahl der Insassen der Anstalt wurden Stellungen besorgt, in denen sie ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen können. Während diese jüngeren Leute zwar aus dem Institut entlassen sind, finden sie doch dort, solange sie sich gut aufführen, jederzeit einen Zufluchtsort, wenn sie sich außer Arbeit befinden oder in der Anstalt an dem Gottesdienst an Sabbathen und sonstigen Festtagen betheiligen wollen. Durch ein Gesetz vom Jahre 1885 wurde das Eigenthum der Gesellschaft zum Betrage von $50,000 von der lokalen Besteuerung befreit, allein durch die Auslegung des Gesetzes seitens der Steuerkommission wurde weitere Gesetzgebung im Jahre 1886 nöthig und es gelang durch die Bemühungen des Assemblymitglieds J. A. Cantor und der Senatoren Cullen und Traphagen, Steuerbefreiung für Eigenthum zum Betrage von $250,000 und die Erlaubniß zu erlangen, einen Bauplatz zu kaufen, Gebäude darauf zu errichten und dafür 20 Jahre laufende Bonds, die nicht mehr als 5 Proc. Zinsen tragen, auszugeben. Das von der Gesetzgebung betreffs des sanitären Zustandes und der Inspektion von Anstalten, in denen Kinder Aufnahme finden, erlassene Gesetz wird seinem Buchstaben und Geiste nach befolgt. Die Gesellschaft hat das Gebäude erworben, welches seither als Heimath und Schule für Soldatenkinder diente und dadurch wird es möglich, alle Zöglinge der Anstalt in einem großen Gebäude unterzubringen. Dasselbe befindet sich am Grand-Boulevard, zwischen der 150. und 151. Straße, auf den Washington Heights. Die Ausgaben der Anstalt betrugen im letzten Jahre $47,910.23 und mit Ausnahme einer Hypothek von $10,000 auf No. 237 Ost 57. Straße und der laufenden Ausgaben für das letzte Vierteljahr, die sich auf etwa $9000 belaufen werden, hat die Gesellschaft keine Schulden. Die Gesellschaft ersucht alle Menschenfreunde, sie in ihrem Bemühen. armen, unglücklichen Kindern eine Gelegenheit für ihre Erziehung und ihr späteres Fortkommen zu geben, zu unterstützen. Eine solche Unterstützung ist um so nöthiger, als die Insassen dieser Anstalt unter der verbrecherischen Nachlässigkeit oder den Sünden ihrer Eltern leiden. So nahm man z. B. ein verkrüppeltes 5jähriges Kind auf, daß in allen andern ähnlichen Instituten als unheilbar abgewiesen worden war. Es gelang, dem Kinde den Gebrauch aller seiner Glieder zu ermöglichen. Ein anderes Kind war für unheilbar stumm erklärt worden und jetzt ist dasselbe auf dem Wege, sprechen zu lernen und wird das Ziel in nicht zu ferner Zeit erreichen.

Die Beamten der Anstalt für das laufende Jahr sind die Frauen:

Phil. J. Joachimsen, Präsident; M. Lauterbach, Vicepräsident; S. Teller, Schatzmeister; J. Lippmann, G. Strauß, L. Heß, J. Hart, J. Rosenfeld, J. Stiebel, H. S. Leszynsky, A. Lehman, A. Kerbs, J. Baiz, D. A. De Lima, Wm. Hyman, Direktorinnen; Herr W. Meyer, Sekretär; Frl. Ray Leszynsky, Ehrensekretärin.

Der ärztliche Stab besteht aus den Doktoren: S. S. Jones, D. Froelich, A. Friedmann, J. J. Metzger, G. M. Weeks, J. Teschner, A. H. Friedeberg, Wm. L. Leszynsky, und der „Advisory Board" besteht aus den Herren: Phil. J. Joachimsen, D. A. De Lima, Morris Goodhart, Jakob Baiz und J. A. De Lima.

Ausland.

Berlin. — Dem prakt. Arzt Sanitätsrath Dr. Ad. Abraham ist der Charakter als geheimer Sanitätsrath, dem Dr. Heinrich Straßmann der als Sanitätsrath verliehen.

Dresden. — Anläßlich seines Jubiläums hat Herr Jos. Bondi 1000 Mk. für würdige bedürftige jüd. und christl. Familien gespendet, von welchem Wohlthätigkeitsakte, gleichwie vom Jubiläum überhaupt, die hies. hervorragenden Tagesblätter gebührend Notiz nahmen.

Frankfurt, 1. September. — Die Kinder des verstorbenen Geh. Kommerzienraths Gustav von Neufville haben dem israelitischen Hülfsverein (Verein zur Beschränkung des Wanderbettels) zum Andenken an ihren Vater tausend Mark als Geschenk übermittelt.

Wien, 2. September. — Auf antisemitischem Gebiete offenbart sich eine Erscheinung, die, wie ich glaube, Beachtung verdient. Wie man weiß, ist ein großer Theil der Deutschen Clubs im Abgeordnetenhause antisemitisch gesinnt, und bei verschiedenen Gelegenheiten haben es die Herren nicht verabsäumt, ihren Gesinnungen offen Ausdruck zu geben. Nun ist ein Umschwung eingetreten und die Herren Pickert und Genossen treten offen für die Juden ein. Und diesen Umschwung führte Herr v. Schönerer herbei. Er wollte es nicht zugeben, daß Juden an der Leitung des deutschen Schulvereines sich betheiligen, oder daß der Deutsche Schulverein jüdische Schulen unterstütze, darauf aber wollte man nicht eingehen, und nun erklärte Herr v. Schönerer, der Deutsche Schulverein sei „verjüdet", und daran nicht genug, hielt er jüngst in einigen Orten Nordböhmens Reden, in welchen er befürwortete, sich mit den Czechen zu verbinden und gegen die Juden zu ziehen. Hier schlug er den Deutschnationalen gegenüber, die früher mit ihm an einem Strange zogen, dem Fasse den Boden aus und an allen Orten kämpfen die Deutschnationalen gegen Schönerer und nehmen auch keinen Anstand, für die Juden einzutreten.

Prag, 30. August. — Am 26. August verschied Herr Dr. Ludwig Tedesco im einundsiebzigsten Lebensjahre und wurde gestern zu Grabe bestattet. Dr. Tedesco, welcher Landes-Medizinal-Rath, Ritter der eisernen Krone und des Franz-Josefs-Ordens, Landes-Ausschuß-Beisitzer und Landtagsabgeordneter gewesen, hatte auch das Amt eines Präses der Repräsentanten der hiesigen Cultusgemeinde mehr als zwanzig Jahre verwaltet und erst vor Kurzem auf dasselbe resignirt. Der Leichenzug gestaltete sich zu einem imposanten. Dem mit sechs Pferden bespannten Leichenwagen folgte zunächst der Pedell der deutschen Universität, die Verwandten, sämmtliche Rabbiner, Cultus-Gemeinde-Repräsentanten, Landesausschuß-Beisitzer, Landes-Abgeordnete, Vertrauensmänner des deutschen Volkes in Böhmen und eine zahlreiche, allen Ständen und Confessionen angehörende Menge. Auf dem Friedhofe hielten Oberrabbiner Hirsch und Landtags-Abgeordneter Dr. Werunsky — dieser im Auftrage und im Namen der Vertrauensmänner des deutschen Volkes in Böhmen — Grabreden.

Budapest. — (Orig. Corr. der Deborah.) Im Dezember des vorigen Jahres hat der ungarische Cultusminister bekanntlich einen Erlaß herausgegeben, welcher sämmtliche jüd. Bewohner dieses Landes, deren Zahl 600,000 übersteigt, in 465 Matrikelbezirke eintheilt, so daß durchschnittlich nahezu 1400 Seelen auf einen Bezirk entfallen. Dieser Erlaß hat in mehr als einer Beziehung das freie Selbstbestimmungsrecht der jüd. Gemeinden eingeschränkt, hauptsächlich geschah dies aber dadurch, daß vielen jüd. Gemeinden, welche nach Polen hin gravitirten und ihre Rabbiner von dort importirten, der Weg zur Befriedigung dieser ihrer unpatriotischen Gelüste verlegt worden ist. Denn der Matrikelführer soll nach dem Landesgesetze in der Regel der Rabbiner sein, ebenso wie es der Geistliche der andern Confession hier zu lande ist — und da die Matrikelführung eine staatliche Institution ist, fordert der Staat, daß mit der Führung derselben in Zukunft nur solche Rabbiner betraut werden dürfen, welche mindestens 4 Klassen einer Mittelschule absolvirt haben und der ungarischen Sprache in Wort und Schrift mächtig sind.

Die Durchführung dieses Erlasses hat nun höchst überraschende Erscheinungen zu Tage gefördert. Nahezu 30 Procent der 465 Matrikelbezirke haben keine Rabbiner, d. h. es gibt in Ungarn derzeit nahezu 140 erledigte Rabbinatssitze. Ein wahres Eldorado der Rabbiner dieses Ungarn! — wird mancher Fernstehende denken. Doch wenn wir die Gemeinden und Bezirke, in welchen Vacanzen bestehen, einer nähern Betrachtung würdigen, stoßen wir auf wahrhaftig betrübende Erscheinungen. Während z. B. die kleinern Gemeinden ihre Kräfte auf's Aeußerste anspannen, um den Anforderungen der Zeit entsprechende Rabbiner anstellen zu können, sind es die größern und namhaftern Gemeinden, welche Jahre lang ohne religiöses Oberhaupt mit jenem Infallibilitätsdünkel, welcher nur bei jüd. Vorständen anzutreffen ist, die religiösen Angelegenheiten in ihrer Mitte nach den Eingebungen ihrer Vernunft — oder Unvernunft — ohne Sachkenntniß leiten. Wahrlich, es zeigt von der unverwüstlichen Macht der Ideen unseres Glaubens, wenn die Brennpunkte der Intelligenz rein gar keine Attractionskraft auf ihre kleinern Schwestergemeinden auszuüben im Stande sind, die unbeirrt und unbeeinflußt von diesen Beispielen sich ihre religiösen Häupter mit dem Aufgebote aller ihnen zur Verfügung stehenden Mittel wählen.

Aber es ist leicht vorauszusehen, daß aller Liebe Mühe schließlich denn doch vergebens sein wird. Woher sollten auch 130 — 140 Rabbiner genommen werden, die des ungarischen Idioms mächtig

wären? Gab es doch bis vor 20 Jahren nur zwei Rabbiner in Ungarn, welche in der Sprache des Landes das Wort Gottes lehren konnten! Seither hat sich die Zahl derselben zwar um ein Beträchtliches vermehrt, doch sind ihrer immer noch sehr wenige, höchstens 12 -- 15. Der Nachwuchs rekrutirt sich ausschließlich aus dem Landes-Rabbiner-Seminar, das aber bis heute 6 Zöglinge entlassen hat, von denen der erste wohl in einer der hervorragendsten Gemeinden des Landes angestellt wurde, in Gr. Kanizsa nämlich, wo einst Sterne erster Größe, — ein Löw, ein Fassel — glänzten, die übrigen fanden trotz der großen Nachfrage nur in Gemeinden zweiten und dritten Ranges Unterkunft. Wie kommt es nur, daß das Beispiel Gr. Kanizsa's so wenig Anziehungskraft auf die größern Gemeinden ausüben konnte? Wozu es leugnen? Es herrscht ein nicht zu bannendes Mißtrauen gegen die Zöglinge des Seminars, über dessen Berechtigung oder Nichtberechtigung wir an dieser Stelle uns nicht des Langen und Breiten auslassen wollen. Nur eines Umstandes möge hier Erwähnung geschehen, da dieser ein allgemeines Interesse besitzt.

Die jungen Seminaristen bringen viel zu viel Eigendünkel und Selbstüberhebung mit hinaus in das Leben und leider! sind die Lehrer dieser Anstalt von dem Fehler nicht freizusprechen, daß sie selbst den jungen Leuten dieses Gift tropfenweise einträufeln. Nichts gibt dem jugendlichen Eigendünkel mehr Nahrung, als das häufige Hervortreten in die Oeffentlichkeit, und Nichts erweckt leichter den schlummernden Dämon der Selbstüberhebung als die Drucklegung der geistigen Produkte unreifer Schüler. Es ist ein pädagogischer Fehler, daß die Professoren des Seminars ihren Schülern die allzuhäufige Benutzung der Staatspresse gestatten und deren Arbeiten auf Kosten des Religionsfondes in Druck geben lassen.

Das Horaz'sche Wort: Nonum prematur in annum sollte mit goldenen Worten an den Pforten aller höhern Bildungsanstalten prangen und dann gäbe es weniger Oberflächlichkeit und mehr Bescheidenheit.

Amitai.

Neutra, 3. September. — Der „N. fr. Presse" wird von hier geschrieben: Am 6. September findet vor den Schranken des hiesigen Strafgerichtshofes die Hauptverhandlung gegen den Bankier Jussef Salama aus Alexandrien wegen Bigamie statt, zu welcher derselbe persönlich erscheint. Die Angelegenheit bietet sowohl für den Laien als auch für Fachleute großes Interesse, was schon durch die überaus rege Nachfrage um Eintrittskarten zur Verhandlung bekundet wird. Jussef Salama, ein egyptischer, in Ungarn ansäßiger Israelit, der nebenbei bemerkt streng religiös ist, heirathete mit Wissen seiner legitimen Gattin Thebali Senora, wie es das mosaische Gesetz verlangt, Salama Gamilla, die kinderlose Wittwe seines in Damarhur verstorbenen Bruders Rahmin Salama Jantos. Anfänglich schien die Sache in Ordnung zu sein; später überkam jedoch seine erste Gattin ernste Reue; sie bestritt auf Anrathen dortiger Advokaten die Legalität der zweiten Ehe und erstattete gegen ihren Gatten als angeblichen ungarischen Staatsbürger beim k. k. General-Consulate in Alexandrien die Strafanzeige wegen Bigamie, und es wurde der Neutraer Strafgerichtshof zur Verhandlung dieser Strafsache delegirt. Dieser Strafprozeß bietet jedoch, abgesehen von der Originalität des Thatbestandes, der Frage über die Competenz und die Strafbarkeit selbst, wegen der dabei handelnden Personen lebhaftes Interesse, denn die Privatklägerin wird der Landtags-Deputirte Advokat Karl Eötvös vertreten, während die Vertheidigung von Dr. Armin Kallai geführt wird. Dazu bemerkt der Mainzer Israelit: „Herr Jussef Salama aus Alexandrien (Aegypten) hätte also vollständig correct gehandelt, wenn er ägyptischer Unterthan wäre. Ist es aber wahr, daß er ungarischer Staatangehöriger ist, so hätte er, nach dem Grundsatze דינא דמלכותא דינא (die Staatsgesetze sind für den Juden verbindlich) die zweite Ehe nicht eingehen dürfen, sondern hätte die Chalizah an sich vornehmen lassen müssen." Also giebt es doch ein Gesetz das höhere Autorität beanspruchen kann, als das mosaische, oder Herr Dr. Lehmann ist auf dem Wege zur Sch'mad.

Deborah.

Turin, im August. — Wieder sind wir in der Lage, von einigen Thatsachen zu berichten, welche beweisen, daß in Italien nicht nur die Gleichstellung der Juden ausgesprochen und ausgeführt ist, sondern daß sich zu den vielen würdigen Vertretern unserer Religion immer neue gesellen. So ist der italienische General Konsul in den kolumbischen Republik Cavaliere Segre in Italien eingetroffen, um sich zuerst nach seinem Geburtsort Saluzzo, dann aber im Auftrage seiner Regierung nach Madrid zu begeben. Die wichtige Mission ist ihm anvertraut worden, nachdem der italienische Minister des Aeußern, Graf Robilant, ihm seine vollkommene Zufriedenheit über sein Verhalten der kolumbischen Regierung gegenüber ausgesprochen hatte. — Soeben ist unser Glaubensgenosse, Oberst Giuseppe Ottolenghi, zum Chef des Generalstabes des in Savoyen stehenden Armeekorps ernannt worden. Der Oberst ist noch jung, hat aber bereits eine glänzende Carriere hinter sich und gilt als einer der befähigsten Offiziere der Armee. Man erwartet, daß er innerhalb eines Jahres zum General avanciren wird, besonders da er mit hohen militärischen Fähigkeiten auch noch andere verbindet, in Folge deren er mehrfach zu außerordentlichen diplomatischen Missionen verwendet wurde. In Turin stehen auch noch die Oberst-Lieutenants in der Artillerie Carmi und Segre und der Infanterie-Major Levy in Garnison.

Constantinopel. — Baron Hirsch wurde die große goldene Kette des „Osmanie"-Ordens vom Sultan verliehen. Graf Comondo (Isr.) wurde mit großer Auszeichnung vom Sultan in Audienz behandelt.

Herr B. Simon, welcher lange Jahre in Cincinnati gelebt und sich einen rühmlichen Namen erworben hatte, ist am Mittwoch, den 13. d. Mts., in New York gestorben. Diese Nachricht traf gerade ein, als die „Deborah" schon zur Presse ging, weshalb wir nur mit kurzen Worten der Familie des Verstorbenen hiermit unser aufrichtigstes Beileid auszusprechen vermögen.

Verlobungen.

Meyer — Wolff. — Herr Hermann Meyer von New Castle, Ky., mit Frl. Wolff von 128 Wallnut Str., Louiswille, Ky.